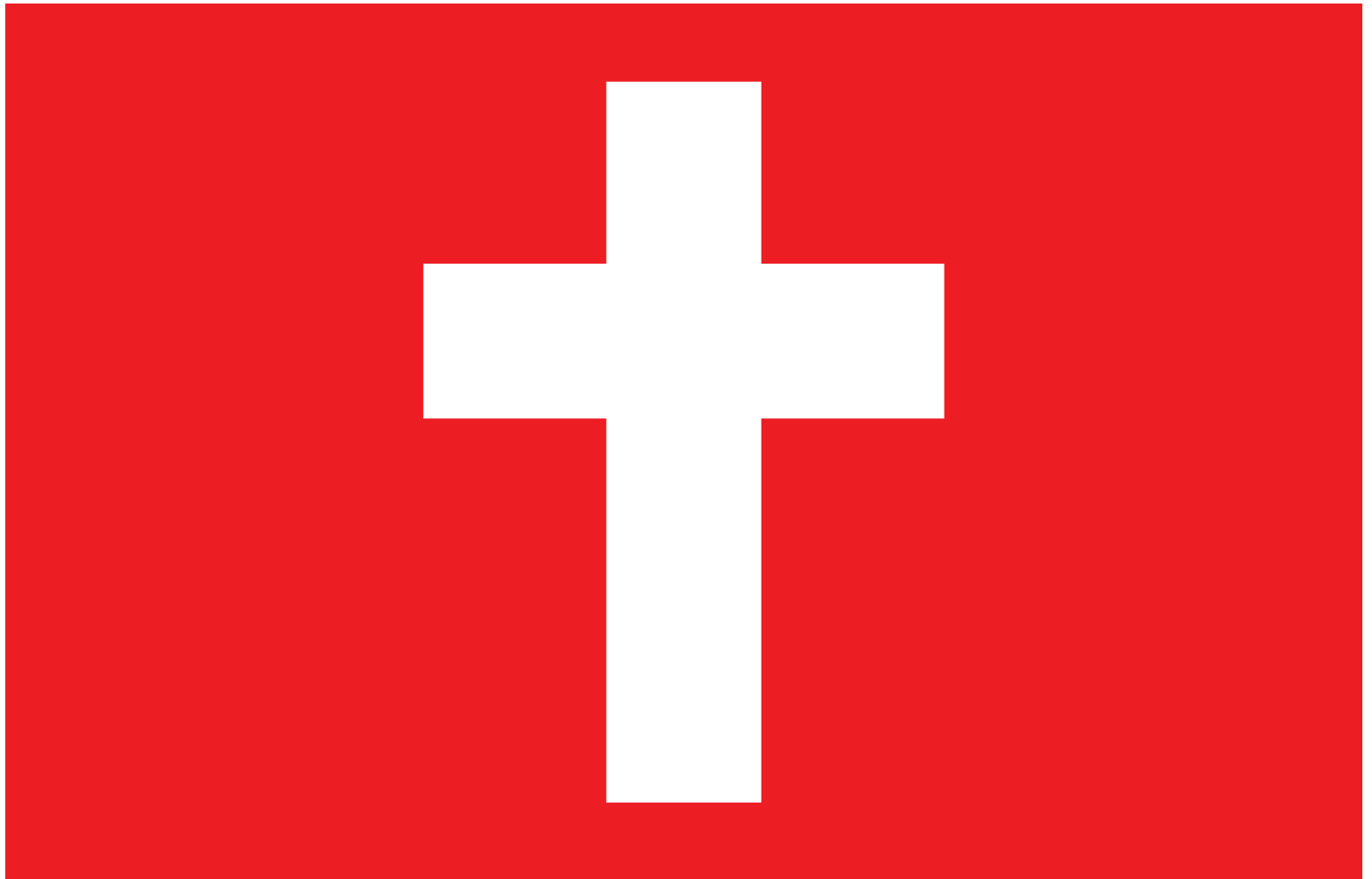


**Ego-Mamas: Wenn Frauen alles wollen**

Nummer 16 – 19. April 2012 – 80. Jahrgang  
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.40

# DIE WELTWOCHEN



## **Hurra, wir geben auf**

Wird die Schweiz zur Duckmäuser-Nation?

*Von Philipp Gut*

## **«Schicken Sie jetzt die Kavallerie?»**

Unterwegs mit Peer Steinbrück. *Von Andreas Kunz*

## **Treibjagden im Netz**

Die Web-Tyrannie und ihre Opfer.

*Von Christoph Landolt*



Die besten Autos  
**BEST CARS 2012**



**auto**  
ILLUSTRIERTE



# RANGE ROVER EVOQUE

## THE POWER OF PRESENCE

Er ist äusserst erfolgreich unterwegs, seit der ersten Stunde. Er kommt gut an, als 3-Türer Coupé genauso wie als 5-Türer. Und er hinterlässt einen starken Eindruck, wo auch immer er auftaucht. Nur gerade 435 cm lang, wird der Range Rover Evoque mit seinem unverkennbaren Design, seiner erstaunlichen Wendigkeit und seinem luxuriösen Interieur auch Sie vom ersten Moment an überzeugen. Erleben Sie die unwiderstehliche Präsenz des kleinsten, kompaktesten und effizientesten Range Rover aller Zeiten bei einer Probefahrt, jetzt bei Ihrem Land Rover-Fachmann.

## Intern

Zwischen der Schweiz und Deutschland herrsche ein «Steuerkrieg», berichten einzelne Zeitungen. Die Stimmung sei «aufgeheizt», vor allem im deutschen Bundesland Nordrhein-Westfalen sei man nicht gut auf die Schweizer zu sprechen. Als sich unser Redaktor Andreas Kunz am letzten Wochenende nach Münster aufmachte, um den dortigen SPD-Wahlkampfauftakt zu begleiten, fürchteten wir fast ein wenig um seine Sicherheit. Doch es kam anders. Kunz wurde überall herzlich empfangen und mit Schweiz-Liebe geradezu überschwemmt. Selbst Peer Steinbrück, Stargast der Veranstaltung und wohl bekanntester Schweiz-Kritiker, wollte sich anfangs



**Leidenschaftlich:** Steinbrück, Kunz (hinten).

nur widerwillig zum Thema äussern. Er tat es dann doch. Unser Redaktor heftete sich einen Nachmittag lang an seine Fersen und erlebte einen Politiker, der das leidenschaftliche Streitgespräch mit seinen Wählern herzhafte beherrscht. **Seite 26**

Die Newsmeldungen über das Nachgeben des Bundesrats an den diversen Fronten des Steuerstreits reissen nicht ab. Im Wochentakt liest man von immer neuen Konzessionen der Schweiz. Werden wir zu einer Duckmäuser-Nation? Oder ist das bloss unflätige rechte Rhetorik? Inlandchef Philipp Gut hat die Worte der Bundesräte an den konkreten Verhandlungserfolgen gemessen und mit ehemaligen Diplomaten gesprochen. Es ergibt sich das Bild einer Aussenpolitik ohne Linie. Der Bundesrat weiss nicht mehr, was er verteidigen soll und will. Das Beispiel der Auseinanderset-

zung um die nachrichtenlosen Vermögen aus der Weltkriegszeit machte Schule: Wer Druck auf die Schweiz ausübt, bekommt, was er will. Wie ist es dazu gekommen? Über die Gründe und Hintergründe dieser erstaunlichen Anpassungsleistung erfahren Sie mehr in unserer Titelgeschichte. **Seite 22**

In den USA fing das Fieber schon Wochen vor dem Filmstart von «The Hunger Games» an. Fast jedes Buntmagazin hatte Jennifer Lawrence



**Begeistert:** «Hunger Games»-Star Lawrence.

als Katniss auf dem Titel. Golden-Globe-Gewinnerin Lawrence war keine Unbekannte. Aber wer war Katniss? Als der Film am 23. März anlief, versuchte Korrespondentin Beatrice Schlag in Los Angeles erfolglos, ein Ticket zu bekommen. Die Vorstellungen waren auf Tage hinaus ausgebucht. Nicht verwunderlich. Bogenschützin Katniss Everdeen, Teenager-Idol und Hauptfigur der «Hunger Games», begeistert weibliche und männliche Teenager gleichermassen. Das sollte Erwachsene interessieren. **Seite 56**

Die von der *Weltwoche* angestossene Roma-Debatte hat auch in der vergangenen Woche weitere Kreise gezogen. Am Freitag war Philipp Gut gleich zweimal auf BBC zu hören. Eine einstündige Diskussion mit unserem stv. Chefredaktor, dem Fotografen des Cover-Bildes, einem Genfer Polizisten und Roma-Vertretern auf BBC World Service können Sie auf unserer Homepage [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch) hören.

Eine Meldung in eigener Sache: Aufgrund seiner Zusatzbelastung als Nationalrat wird unser Inlandredaktor Peter Keller künftig als freier Autor bzw. redaktioneller Mitarbeiter für die *Weltwoche* tätig sein. *Ihre Weltwoche*



## Grosse Erfahrung. Junge Bank. Starker Partner.

Entdecken Sie die neue Privatbank der Schweiz. [www.notenstein.ch](http://www.notenstein.ch)



**NOTENSTEIN**  
PRIVATBANK

HP  
CRAZY  
WEEKS

# HP Crazy Weeks Promotion



CHF 1699.-  
statt CHF 1999.-

**SIE SPAREN CHF 300.-**

**Nur vom 16. bis 29. April 2012!**



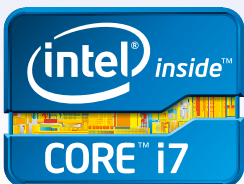
Oder scannen Sie einfach diesen Code mit dem QR-Reader Ihres Handys. (Verbindungskosten gemäss Mobilfunkvertrag. Die Applikation zum Lesen des QR-Codes kann gratis downloaded werden.)

## HP ELITEBOOK 8460P

Das Business Notebook für höchste Ansprüche mit Intel® Core™ i7-2640M Prozessor im robusten und eleganten Gehäuse aus Aluminium und Magnesium.

Weitere attraktive Crazy Weeks Angebote zu einmaligen Preisen unter

**[crazy-weeks.ch/bechtle](http://crazy-weeks.ch/bechtle)**



Everybody On 

# Verkracht

Der «Knebelvertrag»  
mit Deutschland.  
Die Niederlagen der SVP.  
Von Roger Köppel

Die Frage stellt sich, ob die Schweiz das neue Steuerabkommen mit Deutschland annehmen oder bekämpfen soll. Das von deutschem Misstrauen geprägte, abgründige Dokument einer zerrütteten Zweierbeziehung wird es aller Voraussicht nach schwer haben. Widerstand formiert sich unter bürgerlichen Politikern in der Schweiz. Zu Recht.

Der Vertrag hat erhebliche Schwachpunkte. Erstens: Die Schweiz degradiert sich zur Steuereintreiberin einer fremden Macht. Uns ist kein Fall eines souveränen Staats bekannt, der für einen anderen Staat auf seinem Territorium die hoheitliche Aufgabe der Steuereinzahlung übernimmt. «Wilhelm Tell würde sich im Grab umdrehen», kommentierte der ehemalige UBS-Chef Oswald Grübel.

Zweitens: Die Schweiz lässt es zu, dass deutsche Finanzbeamte als Kontrolleure in die Schweiz kommen können, um die Einhaltung deutscher Konsumentenschutzbestimmungen zu überwachen. Die Bankiervereinigung spielt das Zugeständnis herunter, aber welches Land lässt sich freiwillig fremde Kontrolleure aufnötigen? Die Schweiz setzt sich zu einem minderwertigen Vertragspartner herab, dem nicht zu trauen ist.

Drittens: Die konkrete Ausgestaltung des Steuerabkommens ist schlecht. Anstoss erregt die deutsche Forderung einer Erbschaftssteuer von 50 Prozent auf dem bereits versteuerten Vermögen. Rechnen wir es durch: Ein deutscher Kontoinhaber mit zehn Millionen Franken zahlt zunächst 41 Prozent Abgeltungssteuer. Es bleiben ihm knapp sechs Millionen. Er stirbt. Der deutsche Fiskus zieht nochmals 50 Prozent ab, also drei Millionen. Das ursprüngliche Vermögen schmilzt um 70 Prozent auf nur drei Millionen. Kein Kunde wird das akzeptieren, alle werden gehen.

Viertens: Die deutschen Maximalforderungen werden eine Kaskade von Nachbesserungen bei anderen Vertragspartnern auslösen. Die Briten werden sich nicht mit einem schlechteren Vertrag abspeisen lassen. Wie die Schweizer Banken ihren deutschen Kunden erklären sollen, warum das Bankgeheimnis, das ihnen als erdbebensicher verkauft wurde, jetzt rückwirkend auf zehn Jahre ausser Kraft gesetzt wird, ist eine noch ungelöste Frage.

Fünftens: Der Kauf von geklauten Daten-CDs durch Deutschland ist nach wie vor möglich. Zudem ist das Prinzip der Gegenseitig-



«Tell würde sich im Grab umdrehen.»

keit im neuen Abkommen nur unzureichend verankert. Die Schweiz kann wohl Gegenseitigkeit einfordern, aber sie bekommt kein Geld, sondern Informationen über flagrante Schweizer Kontoinhaber in Deutschland. Damit würde die Tür in Richtung automatischer Informationsaustausch aufgestossen, was innenpolitische Risiken erzeugt. Die SP und vielleicht auch einige Banken würden es wohl zum Anlass nehmen, den Informationsaustausch flächendeckend einzuführen.

Neuverhandlungen empfehlen sich. Der «Knebelvertrag» (Martin Janssen) ist abzulehnen. Die Schweiz hat ein Interesse, dass die Steuerprobleme gelöst werden und die Privatsphäre der Kunden erhalten bleibt. Die Kriminalisierung der Bankangestellten und der Kauf von Daten-CDs müssen aufhören. Es braucht akzeptable Steuersätze und einen gesicherten Marktzugang nach Deutschland. Bis jetzt sind diese Ziele nicht erreicht.

Warum verliert die SVP? Die Zeitungen berichten von dramatischen Niederlagen seit den Nationalratswahlen. Am letzten Wochenende folgte im Thurgau der jüngste Taucher. Ein *Weltwoche*-Leser schrieb mir in einem analytisch interessanten Mail, das «Getrampel» der nationalen Parteispitze um Christoph Blocher sei schuld. Der Auftritt müsse sich mässigen. Ähnlich klang es aus dem Kanton selber, wo die SVP-Führung der «schwächelnden» Landespartei einen Teil der Verantwortung zuschob. Der Fall Hilde-

brand und Blocher habe der SVP geschadet. Mag sein.

Wesentlich scheint anderes. Lange Jahre wurde die SVP angefeindet, heute wird sie kopiert. In den neunziger Jahren herrschte sie einsam über den Stammtischen, was nicht abwertend gemeint ist. Die matchentscheidenden Themen wurden ihr zur exklusiven Verwendung überlassen. Die Linken hoben ab ins Nirwana sozialistischer Irrtümer. Die Bürgerlichen wollten die Schweiz in die EU eingemeinden. Einzig die SVP hielt an der unmodisch gewordenen Forderung fest, die Schweiz an ihren bewährten Werten auszurichten: Unabhängigkeit, direkte Demokratie, tiefe Steuern, schlanker Staat. Dass sie sich darüber hinaus mit den Schadensfolgen einer schlecht gemanagten Zuwanderung beschäftigte, brachte ihr den falschen Vorwurf der Ausländerfeindlichkeit ein.

Inzwischen hat der Wind gedreht. Konservative Werte erleben eine Renaissance. Die Verheissungen der EU verblassen. Mittlerweile leuchtet es auch den Linken ein, dass eine unkontrollierte Zuwanderung in die Gefängnisse und in den Sozialstaat der Schweiz keinen Segen bringen. «Swissness» heisst das Losungswort der Stunde, nachdem das politische Establishment grossmehrheitlich den Sonderfall für überholt erklärte («Le mot «Sonderfall», je ne veux plus l'entendre»). Der Zeitgeist verändert sich.

In der Schweiz ist eine Normalisierung im Gang. Parteien mit national gegen 30 Prozent Wähleranteil, das zeigt sich abermals, sind der Ausnahmezustand, nicht der Normalfall. Die SP erreichte 28,6 Prozent vor bald 70 Jahren, die SVP kletterte 2007 unter besonderen Umständen auf 28,9 Prozent. Zwischenzeitlich glaubten übermütige SVPler an weitere Steigerungen, wobei man fairerweise anfügen muss, dass auch die meisten Journalisten und Politologen den Höhenrausch mit falschen Prognosen beflügelten. Heute wissen wir, dass die Schweiz keine Einparteiendominanz will, stattdessen erleben wir eine dezente SVP-isierung der Parteienlandschaft. Die von der SVP vernünftigerweise vertretenen Ideen sickern langsam in den Mainstream ein.

Die grösste Partei hat Mühe, sich mit den Realitäten anzufreunden. Selbstzerfleischung ist unnötig. Die SVP hat einfach mehr Konkurrenz im eigenen Teich bekommen, ein Verlust an Wählern ist die Folge. Die Partei muss sich nicht neu erfinden, sie muss sich treu bleiben. Ihre Stärke ist die Unabhängigkeit vom politischen Betrieb, das Rebelle und Unbequeme. Die Grundwerte stimmen. Anbiederung wäre der Untergang. Vielleicht gelingt mit dem neuen Präsidenten Philipp Müller eine Annäherung zur FDP. Es würde der Schweiz viel bringen, wenn die ursprünglich von Blocher angestrebte Allianz zwischen Honoratioren-Freisinn (FDP) und *Dächli-kappen*-Freisinn (SVP) zustande käme.



*Jöh-Effekt:* Berner Bärengraben. Seite 42



*Servil:* Widmer-Schlumpf, Schäuble. Seite 22



*Macho-Mamas:* Althaus, Binswanger. Seite 34



*Wiedergewählt:* SVP-Grossrat Lei. Seite 28

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

11 **Kommentar** Thomas Minder kritisiert den Ständerat

11 **Im Auge** Eric Abidal, derzeit auf der Intensivstation

12 **Klima** Sechs neue Gaskraftwerke

12 **Finanzplatz** Übereifer bei der Finanzmarktaufsicht

13 **Personenkontrolle** Bideau, Sollberger, Lenherr, Gehrig, Glaus, Werlen

13 **Nachruf** Ferdinand A. Porsche, Designer

### 14 **Gesammelte Unsicherheiten**

Gegen Axel Weber, designierter UBS-Präsident, wurde Strafanzeige wegen «Untreue» erstattet

16 **Die Deutschen** Allah für alle

16 **Wirtschaft** Egoismus und Solidarität

17 **Ausland** Die Euro-Krise ist zurück

18 **Mörgeli** Schwungrad-Hamster und Wühlmäuse

18 **Bodenmann** 2500-Franken-Check von Berset

19 **Medien** Nur Reduktion führt zu Reaktion

19 **Kostenkontrolle** 430 000 Franken für eine Kunst-Schaukel

20 **Leserbriefe** / Darf man das?

## Hintergrund

### 22 **Hurra, wir geben auf**

Warum verteidigen unsere Politiker die Schweiz nicht mehr?

### 26 **«Schicken Sie jetzt die Kavallerie?»**

Unterwegs mit SPD-Wahlkämpfer Peer Steinbrück, dem schärfsten Kritiker des Steuerabkommens mit der Schweiz

### 28 **Auferstehung eines Totgesagten**

Wie Hermann Lei die Hildebrand-Affäre erlebte

30 **Kriminalität** Milde gegen Roma-Täter

31 **Weltwoche**-Titelbild Offener Brief an Sibylle Berg

### 32 **Treibjagden im Netz**

In der Anonymität des Internets fallen alle Hemmungen

### 34 **Ego-Mamas**

Mütter sollten mehr Karriere machen, fordern zwei Journalistinnen in ihrem Buch. Und wo bleiben die Kinder?

### 36 **Autohändler auf dem Abstellplatz**

Die Emissionsvorschriften für Neuwagen drohen zu einem bürokratischen Monster zu werden

37 **Handel** «Der Wettbewerb wird abgewürgt»

### 38 **Spiel mit dem Feuer**

Forderungen nach einer weiteren künstlichen Abwertung des Schweizer Frankens sind verantwortungslos

40 **Italien** Der Sturz des Lega-Nord-Anführers Umberto Bossi

41 **USA** Gewaltverbrechen unter Schwarzen

### 42 **Jeder Bär ist ein Problembär**

Ein Raubtier verdient Respekt, aber null Toleranz

### 44 **Vom Siegen ermüdet**

Die Niederlage der Schweizer bei St. Jakob an der Birs, 1444

# CORNÈRCARD – MEINE REFERENZ FÜR KREDIT- UND PREPAIDKARTEN.



Meine Wahl:  
Cornèrcard Miles & More.



Auch als MasterCard Karte erhältlich.

Cornèrcard bietet für alle und alles die passende Karte.  
0844 00 41 41 oder [www.cornercard.ch/milesandmore](http://www.cornercard.ch/milesandmore)

**cornèrcard**  
www.cornercard.ch



«Mitt ist kein Entertainer»: Unternehmer Gantner. Seite 48

## Interview

### 48 «Intellektuell absolut brillant»

Der erfolgreiche Schweizer Finanz-Unternehmer und gläubige Mormone Fredy Gantner über Familie, «Heuschrecken» und seinen Freund Mitt Romney

## Stil & Kultur

### 52 Stil & Kultur Helmut Newton in Paris

### 54 Bestseller

### 54 Tränenvergiessen à la Miles Davis

Joan Didions «Blaue Stunden» ist nicht das Meisterwerk, das alle bejubeln

### 55 Jazz Ahmad Jamal

### 56 Das 500-Millionen-Dollar-Girl

Jennifer Lawrence begeistert in «The Hunger Games» Millionen

### 58 Top 10

### 58 Kino «Game of Thrones»

### 59 Fernseh-Kritik Serien-Tristesse auf SF 2

### 60 Namen Beim Kontermarsch

### 61 MvH Ich, der Newsmann

### 61 Gesellschaft Steak und Tofu

### 62 Die Besten Herrlich viril mit Stil

### 63 Thiel Was macht eigentlich der Gripen?

### 63 Wein Château Poujeaux: Cru Bourgeois exceptionnel Moulis

### 65 Auto McLaren MP4-12C

### 66 Hochzeit Yvonne Schenk und Piero Civitillo

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 218.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (Leitung Inland)

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrigler,

Kari Kälin, Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (Los Angeles), Florian Schwab,

Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Hostenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Adam Schwarz (Leitung),

Verena Tempelmann, Pearlie Frisch (Assistentin)

**Layout:** Tobias Schär (Leitung),

Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojaj-Huber

**Geschäftsführer:** Sandro Rüegger

**Marketing:** Guido Bertuzzi (Leitung)

**Anzeigenverkauf:** Jean-Claude Plüss (Leitung),

Christine Lesnik (Leitung Stil-Ausgaben),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Internetverkauf:** Stailamedia

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in  
switzerland

**Shortcut:** Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





Bis Patrick Magyar und Hansruedi Müller mit dem UBS Kids Cup die Schweizer Jugend für Sport begeistern können, wollen sie nicht ruhen.



## Unterstützt Ihre Bank Sie ebenso *tatkräftig* wie Patrick Magyar und Hansruedi Müller die Schweizer Sportjugend?

Patrick Magyar, Direktor von Weltklasse Zürich, und Hansruedi Müller, Präsident von Swiss Athletics, setzen sich voll und ganz für die junge Generation ein.

Engagiert organisieren sie mit ihrem Team den UBS Kids Cup, der Kindern und Jugendlichen die Freude am Sport vermitteln will.

Wir sind der Meinung, dass es sich lohnt, in die Zukunft zu investieren, und unterstützen das Projekt darum aus vollster Überzeugung.

Es ist dieselbe tatkräftige Unterstützung, die auch Sie als Kunde von uns erwarten sollten, wenn es um Ihre finanzielle Zukunft geht.

Bis Sie Ihren Zielen ein Stück näher sind, dürfen Sie sich auf eines verlassen:

150  
Jahre

*Wir werden nicht ruhen*



[www.ubs.com/wirwerdennichtruhen](http://www.ubs.com/wirwerdennichtruhen)



# «Basel Tattoo» in concert

Bereits zum zweiten Mal findet die konzertante Variante des «Basel Tattoo» im Kultur- und Kongresszentrum Luzern statt – ein Galakonzert der Spitzenklasse!«

Das «Basel Tattoo» in concert findet am 9. Juli 2012 erneut im Kultur- und Kongresszentrum Luzern (KKL) statt.

Während rund zweier Stunden präsentieren internationale Spitzenmusiker ihr musikalisches Können auf höchstem Niveau.

Zum ersten Mal in der Schweiz auftreten wird die Central Band of the Ministry of Defence of the Russian Federation unter der Leitung des Generals Khalilov.

Für einen weiteren musikalischen Höhenflug – von klassisch bis zeitgenössisch – sorgt The Conscript Band of the Finnish Defence Forces.

Zudem werden Pipers der Royal Air Force die Zuschauer aus dem KKL in das schottische Hochland entführen. Ein Galakonzert, das kein Musikliebhaber verpassen sollte.

Sichern Sie sich Ihr Ticket noch heute, und profitieren Sie vom einmaligen Angebot! Das Angebot ist buchbar bis zum 3. Mai 2012.

Weitere Informationen finden Sie auf [www.baseltattoo.ch](http://www.baseltattoo.ch)



## Weltwoche-Spezialangebot

**«Basel Tattoo» in concert**  
Montag, 9. Juli 2012, 19.30 Uhr

**Konzertticket inklusive «Basel Tattoo» Musik-CD 2012\***

Kat. 1 Fr. 76.– anstatt Fr. 95.–  
Kat. 2 Fr. 70.– anstatt Fr. 89.–

\* Die «Basel Tattoo»-Musik-CD wird Ihnen unaufgefordert ab dem 20. 7. 2012 per Post zugestellt.

**Veranstaltungsort**  
Kultur- und Kongresszentrum Luzern

**Bestellung**  
Spezialangebot erhältlich auf [shop@baseltattoo.ch](mailto:shop@baseltattoo.ch) oder Telefon 061 266 10 00. Bitte geben Sie bei Ihrer Bestellung den Promotion-Code «Platin-Club» an. Angebot buchbar bis zum 3. Mai 2012.

**Offizieller Ticketverkauf**  
ohne Weltwoche-Rabatt auf [www.baseltattoo.ch](http://www.baseltattoo.ch) [www.kkl-luzern.ch](http://www.kkl-luzern.ch)

## Der gläubige Thomas

Von Urs Paul Engeler — Der parteilose Ständerat Thomas Minder attackiert das System der Kleinen Kammer. Weil er noch hofft, in Bern etwas bewirken zu können.



Gegen tradierte Unsitten: Ständerat Minder.

Er in Störenfried wird gefeiert und gelobt, bis er in der Stube steht und das tut, was er kann und was er tun muss: stören, Unruhe stiften, Ungemach bereiten, blossstellen, blockieren. Die Ständerätinnen und Ständeräte schlotterten im Verein, klagten und drohten im Chor, als sie in der *NZZ* und im *Sonntagsblick* lesen konnten, was ihr neuer Kollege Thomas Minder über sie und ihre Art zu politisieren denkt.

Wer sich bei der Wertung des Zorns des Schaffhausers nicht auf einzelne Kraftausdrücke («Tubel-Vorschläge») beschränkt, sondern die Kritik des Newcomers an der Arbeitsweise der Rats betrachtet, der muss ihm nicht nur recht geben. Der muss sich sogar freuen, dass es den Querschläger gibt, und dies doppelt: zum einen, weil dieser die intransparenten und kartellähnlichen Praktiken des Ständerats entlarvt, zum andern, weil er sich damit partout nicht abfinden will.

### Dünkel, Dünkel

Die Kleine Kammer der Bundesversammlung versteht sich als Polit-Elite, als Vereinigung der noblen Denker, die leiser und differenzierter (in Wirklichkeit vor allem wesentlich länger) sprechen als die ungehobelten Nationalräte, als Auserkorene in einer «Persönlichkeitswahl» und nicht als Nummer vier oder fünf auf irgendeiner erfolgreichen Liste. Selbst wer noch

nie vor einer Schulklasse gestanden ist, fühlt und gibt sich als Professor. Dünkel, Dünkel, soweit das Halbrund reicht.

Kaum gewählt, sind die 46 Damen und Herren allein sich selbst verpflichtet. Eine genaue Beobachtung ihres Stimmverhaltens verbitten sie sich; die elektronische Erfassung ihrer Entscheide lehnen sie weiterhin ab. Ob die Stimmzähler, die noch nach der Methode einer lokalen Vereinsversammlung Mehrheiten ermitteln, tatsächlich richtig addieren, wird nur bei Fehlern, die auch ausserhalb auffallen, überhaupt untersucht. Das Auszählen ist auch nicht so wichtig; in der Regel steht der Beschluss schon fest, bevor der erste Sprecher mit seinen einlullenden Erörterungen beginnt.

### Die Harmonie dient der Verschleierung

Politik machen die distinguierten Standesleute hinter den Kulissen. So wird kaum je ein Vorschlag der vorberatenden Kommission im Plenum umgestossen, selbst wenn er in diesem Gremium hoch umstritten war. Dafür sorgt die ungeschriebene, politisch aber ungeheuerliche Saalregel, wonach ein Antragsteller, der in der Kommission unterlegen ist, sein Anliegen in der öffentlichen Debatte nicht mehr aufs Tapet bringen darf. Als Minder dies im März trotzdem tat und damit für etwas Transparenz sorgte, wurde er vom freisinnigen Ratspräsidenten Hans Altherr (AR) offiziell gemassregelt wie ein Schulbub.

Die salbadernde Harmonie, die im engen ständerätlichen Kreis zelebriert wird, dient nicht nur der psychischen Stabilität der Insassen, sondern vor allem der Verschleierung. Indem der Rat so tut, als ergäben die richtigen und vernünftigen Entscheide sich quasi automatisch aus der langfädigen Reflexion, blendet er erstens aus, dass Politik real nichts anderes ist als Auseinandersetzung und ein steter Konflikt von Interessen. Zum Zweiten bietet diese Kulisse viele wunderbare Verstecke. So dauerte es Jahre, bis einer grösseren Öffentlichkeit bewusst wurde, dass die vormalig so solid bürgerliche und (bundes-)staatskritische Ständekammer viel linker agiert als der Nationalrat und nicht nur im Zweifelsfalle für immer mehr Staat votiert.

Thomas Minder hat angekündigt, dass er die Rolle des Renitenten weiterspielen und sich den tradierten Unsitten nicht fügen wird. Er glaubt noch an die Demokratie, die Debatte und die Veränderung.

## Zweites Leben



Eric Abidal, derzeit auf der Intensivstation.

Wenn er nicht tanzt, dann singt er», sagt sein Teamkollege Xavi über Eric Abidal, aber hauptsächlich spielt er natürlich Fussball für den FC Barcelona als einer der besten Verteidiger der Welt. Doch derzeit liegen er und sein Cousin Gérard, der ihm einen Teil seiner Leber und damit die Chance auf ein zweites Leben geschenkt hat, Tür an Tür auf der Intensivstation. Abidal ist 32 Jahre alt und glaubt eisern an seine Rückkehr aufs Feld, so wie er schon vor einem Jahr nach der Lebertumor-Operation den Siegerpokal der Champions League hochstemmte als eine Art medizinisches Auferstehungswunder, nur acht Wochen nach dem Eingriff.

Er sei damals ein nachdenklicher Mensch geworden, sagt er; er verkaufte die Statussymbole seines Jungmillionärslebens, den Wagenpark der Ferraris, Bentleys, Porsches, Audis, und gab, selber zweifacher Vater, das Geld in eine Stiftung für krebskranke Kinder. Bei einer Nachkontrolle im Spital legte er einem Jungen, dem ein Gehirntumor entfernt worden war, gerührt seine Rolex «Daytona» ums Handgelenk. Der sanfte dunkle Riese stammt aus Saint-Genis-Laval in der Banlieue von Lyon, seine Eltern kamen aus Martinique, und als er sich mit 19 Jahren das Bein doppelt brach, wäre er nicht ins Bodenlose gefallen, denn er besuchte die Kunstgewerbeschule und wollte Innendekorateur werden.

Er überwand den Rückschlag, mit 21 unterschrieb er seinen ersten Profivertrag und machte eine glanzvolle Karriere im internationalen Scheinwerferlicht – bis ihn jetzt wieder diese andere, gleissende Helligkeit des Operationssaals erfasste. Die Transplantation dauerte neun Stunden. Die makabre Erinnerung an George Best kommt hoch, den einstigen irischen Fussball-Nationalhelden und unrettbaren Trinker, der auch seine Spenderleber innert drei Jahren ruinierte. Abidals Überlebenschancen bemißt die Medizin mit über 90 Prozent. Alkohol ist für ihn ohnehin kein Problem, seit ihn seine algerische Ehefrau Hayet zum Islam bekehrte, und der FC Barcelona hat seinen Vertrag vorausblickend bis 2014 verlängert.

Peter Hartmann

## Chaospolitik

Von Alex Reichmuth — Gas statt Atom. Die Klimaziele des Bundes sind erledigt.

Es gebe kaum ein Geschäft, das den Bundesrat in mehr Sitzungen beschäftigt hätte, sagte Moritz Leuenberger (SP) 2010 im Nationalrat. Der damalige Energieminister meinte den Klimaschutz. Auch laut Leuenbergers Nachfolgerin Doris Leuthard war die CO<sub>2</sub>-Reduktion eine Herzensangelegenheit der Regierung. «Wir sind überzeugt, dass die Klimapolitik für die Zukunft dieses Landes ganz entscheidend ist», so die CVP-Politikerin vor einem Jahr im Ständerat. Das bundesrätliche Pathos wirkte. Die ganze Schweiz kämpft seither gegen die Erderwärmung. Das Parlament beschloss eine CO<sub>2</sub>-Reduktion um zwanzig Prozent bis 2020. Die Wirtschaft engagiert sich mit freiwilligen Massnahmen und dem Klimarappen, der auf den Treibstoff geschlagen wird. Auf Heizöl bezahlt man eine Lenkungssteuer. Und Autohändler müssen für den Import spritfressender Fahrzeuge büssen (vgl. Seite 36).

Doch inzwischen sind dem Bund andere Ziele wichtiger. Am Wochenende sickerte durch, dass Doris Leuthard bis zu sechs Gaskraftwerke bauen will. Damit soll die Stromlücke gestopft werden, die nach dem Atomausstiegsbeschluss droht. Sechs Gaskraftwerke würden etwa sechs Millionen Tonnen CO<sub>2</sub> ausstossen, was mehr als zehn Prozent der gesamten Klimagasemissionen der Schweiz entspricht. Den Verheissungen sogenannter Klimakompensationen, mit denen der CO<sub>2</sub>-Ausstoss von Gaskraftwerken weggezaubert werden kann, sollte man dabei nicht vertrauen. Der Handel mit Emissionszertifikaten erweist sich bisher als Leerlauf und wird es noch Jahre bleiben (*Weltwoche* Nr. 13/12). Auch die Kompensation in Entwicklungs- und Schwellenländern ist eine dubiose Angelegenheit mit zweifelhaftem Nutzen.

Stimmt der Bundesrat den Gas-Plänen zu (der Entscheid fiel nach Redaktionsschluss), ist die Chaospolitik perfekt. Was die Schweiz beim Klimaschutz mit viel Aufwand erreicht, wird in der Energieproduktion wieder zunichtegemacht. Die Situation erinnert an die Tabakpolitik, wo gleichzeitig der Tabakanbau gefördert und das Rauchen bekämpft wird. Die eine Hand nimmt, die andere Hand gibt. Die unhaltbare Situation punkto Klimaschutz ist Ausdruck davon, dass die Bundespolitik von Emotionen geleitet ist. Fürchtet man die Klimakatastrophe, gibt es Massnahmen für ein besseres Klima. Fürchtet man den Super-GAU, gibt es Massnahmen gegen Atomstrom. Egal, wenn sich dies diametral widerspricht.

## Weder massvoll noch zielgerichtet

Von Kurt Pelda — Beim «autonomen Nachvollzug» von EU-Direktiven glänzt die Finanzmarktaufsicht Finma durch Übereifer. Nun sollen auch Vermögensverwalter flächendeckend reguliert werden.

Es gibt einen Reflex bei der Finanzmarktaufsicht in Bern: Im Zweifel gegen die Verdächtigen – sprich: die Akteure am Finanzplatz – und für mehr Regulierung. Eine Kosten-Nutzen-Analyse neuer Weisungen übergeht man ebenso wie die Frage, ob die Finma überhaupt die Kapazität hat, allen sich selber auferlegten Aufsichtsaufgaben nachzukommen.

In den letzten Jahren haben sich vor allem in Genf einige Hedge-Funds niedergelassen. Der Zustrom ist aber abrupt abgebrochen, seit eine Teilrevision des Kollektivanlagengesetzes (KAG) und entsprechende Regulierungen durch die Finma in der Luft hängen. Die Ansiedlung neuer Unternehmen und die dadurch geschaffenen Arbeitsplätze sind eben nicht für alle ein Grund zum Jubeln.

### Prägende Erfahrung

Spätestens seit dem Zusammenbruch von Long-Term Capital Management (LTCM) im Jahr 1998 und der anschliessenden Rettungsaktion weiss man nämlich, dass kollabierende Hedge-Funds die Finanzmärkte in einen Schockzustand versetzen können. Hedge-Funds spekulieren unter anderem mit Derivaten und Leerverkäufen und setzen dabei häufig viel Fremdkapital ein. Wer in ein solches Vehikel investiert, weiss, dass ihm ein

Totalverlust seines Wetteinsatzes droht. Weil hiesige Fondsverwalter schon bald keinen Zugang mehr zum europäischen Markt haben, falls sie in der Schweiz nicht ebenfalls einer Aufsicht unterstellt werden, stösst eine massvolle und zielgerichtete Regulierung kaum auf Opposition.

### Mehr Macht für Erbsenzähler

Vieles, was die Finma indessen tut, ist weder massvoll noch zielgerichtet. So ging ihr die ursprünglich vorgeschlagene KAG-Teilrevision zu wenig weit. Ihr Übereifer wird immer mehr zu einer Bedrohung des Finanzplatzes. So geht der im Parlament demnächst zu diskutierende KAG-Entwurf weiter als die entsprechenden EU-Regeln, die als Ursache für die jetzige Revision gelten. Mehr Regulierung bedeutet aber auch mehr Kosten für die Beaufsichtigten, was besonders den kleinen Fischen zum Verhängnis werden könnte. Die EU-Direktive schliesst kleinere Vermögensverwalter deshalb explizit von der Regulierung aus, doch das will der Bundesrat nicht im Gesetz, sondern allenfalls später auf dem Verordnungsweg regeln. Auch die Finma kann laut dem Entwurf einzelne Firmen von den neuen Vorschriften befreien.

Ob sie das allerdings wirklich tut, erscheint angesichts der bisherigen Regulierungswut wenig wahrscheinlich. Der Verband schweizerischer Vermögensverwalter (VSV) befürchtet jedenfalls, dass die neuen Bewilligungsverfahren im Schnitt 250 Arbeitstage dauern werden. Der zusätzliche Papierkrieg werde viele kleine Unternehmen aus dem Markt oder zu Zusammenschlüssen drängen, schreibt der VSV in einer Mitteilung. Dahinter stecke die unausgesprochene Überlegung, dass die Finma die Gesamtzahl der zu überwachenden Einheiten möglichst klein halten wolle.

Die Angst in der Branche ist gross, dass die hiesigen Regulierungen am Schluss um einiges schärfer ausfallen werden als in der EU. Diese verharmlosend als «Swiss Finish» bezeichnete Mehrregulierung kennen die Banken schon bei den Eigenmittelvorschriften. Dort mag es gute Gründe geben, doch die zunehmend schikanösen Bestimmungen der Finma bringen kaum mehr Sicherheit, sondern stellen einen Wettbewerbsnachteil für den ganzen Finanzplatz dar. Am Schluss nützen sie nur der Finma-Führungsriege um Direktor Patrick Raaflaub: mehr Macht für die Erbsenzähler.



Regulierungswut: Finma-Chef Raaflaub.

Mehr zum Thema Seite 22

# Gesammelte Unsicherheiten

Von Urs Paul Engeler — Die Deutsche Bundesbank hält «Ramschpapiere» im Buchwert von über 615 Milliarden Euro. Nun wurde Strafanzeige wegen «Untreue» erstattet gegen Axel Weber, Bundesbank-Chef bis vor einem Jahr, nun designierter Präsident der UBS.



Milliardenschwere Problematik: Ex-Bundesbank-Chef Axel Weber.



Kurswechsel: Weber-Nachfolger Weidmann.

Axel Weber, 55, der in genau zwei Wochen an die Spitze der UBS gewählt werden soll, ist seine Vergangenheit als Präsident der Deutschen Bundesbank noch nicht ganz los. Am Dienstag wurde publik, dass bei der Generalstaatsanwaltschaft Frankfurt am Main gegen Weber und weitere Vorstandsmitglieder der Bundesbank Strafanzeige erstattet wurde «wegen des Verdachts der [...] Untreue in einem besonders schweren Fall». Verfasst hat die Anschuldigung, die 29 Seiten umfasst, der Münchner Strafrechtsprofessor Bernd Schünemann. Auf der Plattform der internationalen Strafrechtler ([www.zis-online.de](http://www.zis-online.de)) liefert er die ausführliche Begründung nach.

Welche Folgen die Anzeige für den designierten UBS-Präsidenten Weber und sein künftiges Engagement bei der UBS haben kann, bleibt in diesem Stadium völlig offen. Die Frankfurter Generalstaatsanwaltschaft bestätigt «aus prinzipiellen Gründen des Personenschutzes» nicht einmal deren Eingang. Weber selbst war auch via UBS nicht erreichbar. Die UBS selbst, die den Inhalt der Klage nicht kennt, kann dazu «überhaupt keine Stellung nehmen». Auf jeden Fall aber treibt des Professors Gang zu den Justizbehörden eine politisch-ökonomische Diskussion an, die – wohl ihrer Brisanz wegen – in Deutschland bislang nur sehr zögerlich geführt wird.

Es geht um Milliarden in schwindelerregender Höhe. Die vier solventen Notenbanken der Euro-Zone (jene der Niederlande, Luxemburgs, Finnlands und Deutschlands) haben den Euro-Krisenstaaten Kredite gewährt, die mittlerweile die Summe von 900 Milliarden Euro weit übersteigen. Das viele Geld floss über die Europäische Zentralbank (EZB) im Tausch gegen Sicherheiten, die gemäss Experten gar keine sind. Kritiker, die auf diese Zeitbombe im Euro-System aufmerksam zu machen versuchen, sprechen von einem zweiten, verdeckten, weil von keinem Parlament bewilligten Rettungsschirm für die Pleitestaaten und deren Banken. Hauptdarleiherin ist die Deutsche Bundesbank; sie hält rund zwei Drittel der fragwürdigen Papiere, genau 615,591 Milliarden Euro (offizieller Stand Ende März).

## Wenig Haftung bei Bremsmanövern

Der Mechanismus, der dies bewirkt hat, heisst «Target 2» und war bis vor kurzem nur Spezialisten bekannt. «Target» bedeutet in diesem Zusammenhang nicht «Ziel», sondern ist eine Abkürzung von «Trans-European Automated Real-Time Gross Settlement Express Transfer», einem elektronischen Verfahren, das eigentlich nur den reibungslosen und raschen Zahlungsverkehr zwischen den EU-Staaten sicherzustellen hat. Durch einen EZB-Beschluss wurde das

rein technische und insgesamt ausgeglichene Abrechnungssystem zu einem nach oben offenen Transfersystem pervertiert.

Weil die Krisenstaaten immer grössere Mühe bekundeten, auf dem freien Kapitalmarkt Geld aufzunehmen, versuchten deren Notenbanken umso eifriger, die EZB-Quelle anzuzapfen. Um den Geldhunger der überschuldeten Defizitländer stillen zu können, hat der EZB-Rat im Oktober 2008 eine folgenreiche Veränderung am europäischen Geldleitungssystem Target vorgenommen und die Kriterien für die Kreditwürdigkeit der Geldsucher massiv herabgeschraubt: Geld wird seither im jeweils begehrten Umfang gewährt, dies zum Billigstzins (1 Prozent), zu langen Laufzeiten und gegen «Sicherheiten», die kaum mehr solche sind. Die akzeptierte Rating-Qualität wurde von «A-» auf «BBB-», also auf die «Ramschpapier»-Grenze, herabgesetzt. Das Geld bezieht die EZB von den einzelnen Notenbanken der Euro-Zone – im Tausch gegen die erwähnten (Un-)Sicherheiten, welche die Schuldnerstaaten hinterlegt haben.

Diese Papiere haben zwar den vertrauens-erweckenden Titel ABS, bieten aber wenig Haftung bei finanziellen Bremsmanövern. In den Sammelsendungen dieser «Asset-Backed Securities» (ABS), welche die Geberbanken als Guthaben führen, findet sich zum Beispiel der

## Personenkontrolle

### Bideau, Sollberger, Lenherr, Gehrig, Glaus, Werlen

Am 12. Mai startet im südkoreanischen Yeosu die Weltausstellung Expo 2012. Auch die Schweiz ist wieder mit einem Pavillon dabei, dieses Mal unter dem Titel «The Source». Gemäss den Organisatoren von Präsenz Schweiz rund um **Nicolas Bideau** dürfen sich die erwarteten acht Millionen Besucher «auf eine unterhaltsame Entdeckungsreise mit interaktiven und informativen Elementen zum Thema Wasser freuen». Der Schweizer Auftritt stelle Zusammenhänge dar, biete Denkanstösse und zeige «Lösungsansätze für eine bessere, gesündere und nachhaltigere Zukunft», wie es auf der Website des Aussendepartements (Eda) heisst. Was allerdings wäre eine Expo, wenn es im Voraus nicht zu Schwierig-



«Bessere Zukunft»: Expo-Organisator Bideau.

keiten und finanziellen Problemen käme? Tatsächlich gerieten die Organisatoren auch dieses Jahr in Schwulitäten. Wie Recherchen der *Weltwoche* zeigen, ging die lokale Bau-firma, die den Schweizer Pavillon anfertigen sollte, bankrott. Und zwar nachdem die Schweiz der Firma das Geld für den Aufbau bereits überwiesen hatte. EDA-Sprecher **Adrian Sollberger** bestätigt den Konkurs des «lokalen Subunternehmens». Wie hoch der Betrag genau ist, der in der Konkursmasse landete, will er allerdings nicht bekanntgeben. Das Gesamtbudget für die Expo 2012 beträgt sieben Millionen Franken, das Auftragsvolumen ist 2,5 Millionen gross. Sollberger weist darauf hin, dass das EDA die Schweizer Firma Nüssli AG mit dem Projekt beauftragt und dafür einen «Pauschalpreis» festgelegt habe. «Die Nüssli AG ist im Rahmen dieses Vertrages verantwortlich für die Beauftragung von Schweizer und ausländischen Subunternehmen und für die Einhaltung sämtlicher Fristen und Kosten», schreibt Sollberger. Dem Bund sei durch den Konkurs «kein finanzieller Schaden» entstanden. Bei der Nüssli AG will man ebenfalls keine Zahlen nennen. Die Expo-Fans werden beruhigt: «Sämtliche Fristen konnten eingehalten werden, die Arbeiten verlaufen nach Plan.» (aku)



«Positiv überrascht»: Lenherr (l.) dankt Gehrig.

Würde er bezahlen? Stiftungsgründer **Roman Lenherr** hatte nicht unbedingt damit gerechnet, dass BDP-Politiker **Jürg Gehrig** sein Versprechen wahr machen würde. Nachdem die *Weltwoche* im letzten Herbst Gehrigs zweifelhafte Zahlungsmoral und seine Verwicklung in mehrere Verfahren enthüllt hatte, wurde der BDP-Ständeratskandidat von seiner Partei fallengelassen. Gehrig kündigte an, bis Ende März 40 000 Franken aus seiner Wahlkampf-kasse der Stiftung Pizol mit Herz zu spenden. Eingefädelt hatte den Deal **Bruno Glaus**, Stiftungsrat und Gehrigs Medienanwalt in Personalunion. Am letzten Mittwoch hielt Gehrig Wort und überreichte Lenherr ein Couvert mit vierzig Tausendernoten. «Ich bin sehr positiv überrascht», erklärt Lenherr. Das Geld soll am Pizol (SG) für einen Kinderspielplatz eingesetzt werden. (cal)

Zum Twitter-Star geboren ist Abt **Martin Werlen** vom Kloster Einsiedeln. Nicht erst seit seinem medial vielbeachteten Hirnschlag Ende letzten Jahres beim Badmintonspiel, über das er kurz zuvor noch getwittert hatte. Seit seiner Genesung vergeht erst recht praktisch kein Tag, ohne dass seine 5123 Followers nicht das Neueste aus dem Alltag des Abts erfahren würden – oder gleich einen Gratistipp erhalten, wie sie selig einschlafen können («Ich danke Gott jeden Abend vor dem Einschlafen für drei Erfahrungen des vergangenen Tages»). Am Dienstag nun offenbarte Werlen auf Twitter, dass sich Mönchskutte und Rock-'n'-Roll-Lifestyle nicht unbedingt ausschliessen müssen. Der Einsiedler Abt reiste vom Kloster Fahr bei Zürich ins Haus Bethanien in St. Niklausen (OW) unter anderem per Autostopp. (aku)



5123 Followers: Abt Werlen.

## Nachruf



Form follows function: Designer Porsche.

**Ferdinand A. Porsche (1935–2012)** — Sein Grossvater erfand den Käfer, sein Vater die Firma Porsche, und er selbst designte mit dem 911er die bis heute klassische Form des Sportwagens. Als «Butzi», so Ferdinand Alexander Porsches Spitzname, 1958 dem Stuttgarter Familienbetrieb beitrug, war er als Designer im Konstruktorsbüro ein Exot. Den Hardcore-Ingenieuren erschien es oberflächlich, über Design nachzudenken. *Form follows function* war für sie kein zeitgenössisches Dogma, sondern eine unoriginelle Selbstverständlichkeit.

Einer der Gründe von Porsches Erfolg war im auf Gleichheit und Mass angelegten Nachkriegsdeutschland die sanfte Ästhetik der Distinktion. Sportwagen waren Luxusgegenstände, aber sie waren mit feiner Bescheidenheit konstruiert und verkauft worden. Wer etwas Lautes haben wollte, griff zur italienischen oder englischen Konkurrenz. Der 911er wollte weniger durch Pomp oder Gestelztheit begeistern, sondern durch seine technische Brillanz. Es ging um das Sein und nicht um den Schein – eigentlich für jeden Designer eine Zumutung.

Bis heute strahlen auch vom Leben erschöpfte Greise beim Anblick des neuen 911er. Er ist eine muskulöse Frau und voller Leben. Ferdinand selbst bevorzugte eine Biografie und einen Lebenswandel ohne Faxen. Er verachtete Moden. Das passte zu seinem Werk – und auch zur sozialen Verträglichkeit seiner Entwürfe. Er lebte nicht in einem Paralleluniversum, wie viele andere Designer, die den Kontakt zum Alltag der Menschen verloren. F. A. Porsche starb am Gründonnerstag in Salzburg im Alter von 76 Jahren.

Ulf Poschardt

Kreditvertrag über rund 95 Millionen Euro, den die königlichen Fussballer von Real Madrid mit einer spanischen Bank abschliessen mussten, um den Starspieler Ronaldo überhaupt kaufen zu können. (Der spanische Klubfussball ist bekanntlich so gut wie bankrott.) Die portugiesische Nationalbank (Banco de Portugal) hat in ihre ABS sogar «Wertpapiere» mit einer Laufzeit bis zum 31. Dezember 9999 (!) eingepackt. «Die Fleischreste, die man in den ABS-Würsten verarbeitete, waren zum Teil schon nicht mehr geniessbar», schreibt der renommierte deutsche Ökonom Hans-Werner Sinn, Präsident des Ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung, in seinem erhellenden Gutachten «Die Target-Kredite der Deutschen Bundesbank».

Insgesamt elf Notenbanken bringen laufend solche «ABS-Würste» ein, am meisten Italien, Spanien, Griechenland und auch Frankreich. In den Büchern der vier kreditgewährenden Nationalbanken werden sie als Milliarden-Guthaben verbucht. Was auf dem Papier wie ein normales, äquivalentes Tauschgeschäft aussieht, ist für den Ökonomen Hans-Werner Sinn ein «heimlicher Rettungsschirm». Die Bundesbank finanziert via EZB faktisch die Krisenländer. Die Rückzahlung der Kredite sei mehr als unsicher; und im Falle einer Staatspleite oder eines Austritts aus dem Euro-Verband seien die Gelder auf jeden Fall unwieder-

bringlich verloren. Sinn wundert sich, «dass die Bundesbank die Target-Salden niemals öffentlich als Problem dargestellt hat».

### Fast unkontrollierte Kreditmaschine

Damit rückt die Rolle des künftigen UBS-Präsidenten Axel Weber, der bis Ende April 2011 die Bundesbank führte, in den Fokus der besorgten Kritiker. Tatsächlich hatte Weber die rasch anwachsenden Target-Guthaben zuerst gar nicht thematisiert und dann wiederholt als «keine eigenständigen Risiken» und rein buchhalterische Zahlen bezeichnet: Alles sei durch die EZB bestens geschützt. Allerdings forderte sein offensichtlich beunruhigter Nachfolger Jens Weidmann in einem vertraulichen, aber öffentlich gewordenen Brief an EZB-Chef Mario Draghi einen Kurswechsel und eine bessere Besicherung der Target-Gelder. Weidmann hat denn auch Ende 2011 die «Rückstellungen für allgemeine Wagnisse» der Bundesbank von 4,1 auf 7,7 Milliarden Euro aufgestockt – und dafür fast den gesamten Jahresgewinn geopfert.

Weber und die Deutsche Bundesbank hätten die verhängnisvolle Target-Apparatur, die zur fast unkontrollierten Kreditmaschine mutierte und der Bank und letztlich dem deutschen Staat zu schaffen macht, zwar nicht verhindern können. Zu gering sind Deutschlands Stimmenanteile im EZB-Rat. Doch, und darauf zielt Schünemanns Anzeige, als verantwortliche

Chefs der Bundesbank hätten er und die andern Mitglieder des Vorstandes die Bundesregierung zwingend «auf die verheerenden Folgen» der Entwicklung des Target-Systems zu einem zweiten, politisch nicht abgestützten «informellen Rettungsschirm» hinweisen müssen. Weil er dies unterlassen habe, seien die Kompetenzen der Regierung und des Parlaments (Budgethoheit) ausgehebelt worden.

Durch diese «Untreue in einem besonders schweren Fall» sei die Bundesregierung nämlich der Möglichkeit beraubt worden, ihrer eigenen Pflicht nachzukommen und beim Europäischen Gerichtshof (EuGH) Klage gegen die Zweckentfremdung des Target-Systems zu führen. Schünemann ist überzeugt, dass dieser Schritt den verdeckten Finanzabfluss aus Deutschland rasch gestoppt hätte, weil dieser gegen europäisches Recht verstosse: «Eine Klage der Bundesregierung gegen die Absenkung der Bonitätsanforderungen [...] hätte deshalb beim EuGH mit rechtlicher Notwendigkeit Erfolg gehabt. Aus demselben Grunde wäre auch binnen weniger Tage eine entsprechende einstweilige Anordnung des Präsidenten des EuGH zu erreichen gewesen.»

Was die Justiz mit seiner Anzeige gegen Weber macht, prognostiziert Schünemann nicht. Er erwartet aber, dass die Diskussion über die milliarden schwere Target-Problematik endlich auf breiter Basis in Gang kommt. ○

## Wann ist es Zeit, sich ausgezeichnet beraten zu lassen?



Wenn Sie Ihre Anlageziele mit einem verlässlichen Partner an Ihrer Seite erreichen möchten. Nehmen Sie sich Zeit für ein Gespräch mit uns: LGT Bank (Schweiz) AG.

**LGT. Partner für Generationen.** In Basel, Bern, Genf, Lausanne, Lugano, Luzern, Zürich und an 15 weiteren Standorten weltweit. [www.lgt.ch](http://www.lgt.ch)



# Allah für alle

Von Henryk M. Broder — Salafisten verteilen auf den Strassen den Koran an ungläubige Deutsche.



**N**och vor ein paar Wochen wusste kaum jemand in Deutschland, wofür der Begriff Salafismus steht. Nun wissen es alle: eine radikale Strömung im ansonsten friedlichen Islam.

Einer der aktivsten Salafisten ist ein Mann namens Pierre Vogel, er stammt aus Köln, der Metropole des rheinischen Frohsinns. In seinem früheren Leben war er Boxer, dann fand er seinen Weg zu Allah, und nun möchte er, dass ihm alle folgen.

Denn: «Allah sagt im Koran: Wer sich eine andere Religion als den Islam wünscht, der wird von IHM niemals angenommen werden, und er wird im Jenseits zu den Verlierern gehören [...] Wir wünschen jedem das Beste, und das Beste ist, dass er den Islam annimmt, denn ansonsten wird er für Ewigkeit in die Hölle gehen [...] Wir werden sowieso siegen. Ihr sollt keine Angst vor der Islamisierung haben, ihr sollt Angst davor haben zu sterben, ohne den Islam anzunehmen [...] Der Islam ist im Kommen. Er wird sowieso kommen [...] Wir sind voll entschlossen, diese Sache bis zum Ende durchzuführen. Das ist keine Drohung, das ist eine Warnung im friedlichen Sinne.»

Bis vor kurzem konnte man Pierre Vogel mit diesem Statement auf Youtube sehen und hören. Dann wurde das Video «vom Nutzer entfernt». Denn die Salafisten wissen, was sie tun: nötigen, erpressen und bedrohen. Aber sie tun es für einen guten Zweck: um die Menschen, in diesem Fall die ungläubigen Deutschen, davor zu retten, in der Hölle zu landen. Deswegen verteilen sie an den Wochenenden in vielen deutschen Städten den Koran. Als Geschenk. 300 000 Exemplare des heiligen Buches haben sie bereits unter die Leute gebracht, am Ende der Aktion sollen es 25 Millionen werden.

Der Sprecher des Koordinierungsrats der Muslime in Deutschland, des Dachverbandes der islamischen Verbände, sieht in der Aktion kein Problem. Es sei «grundsätzlich erlaubt, religiöse Schriften und damit auch den Koran zu verteilen», das sei so ähnlich, als würde man die Bibel verteilen – ausser natürlich in Saudi-Arabien oder in Pakistan. Ein Sprecher der evangelischen Kirche dagegen hat davor gewarnt, das Buch nach der Annahme achtlos wegzulegen. So etwas könnte als Missachtung verstanden werden. Und da hört für die Salafisten der Spass auf.

# Egoismus und Solidarität

Von Silvio Borner — Die Gegner der Marktwirtschaft wollen gleichzeitig weniger produzieren und mehr umverteilen. Eine Enttarnung.

**K**apitalismuskritik ist hoch im Kurs und hat sogar in Davos Glamour und Personenkult abgelöst. Neben der Systemkritik an Marktversagen, Kasinokapitalismus oder Ungleichheit nehmen die Moralin-Schwaffer das individuelle Verhalten ins Visier. Sie prangern gierige Manager, unverbesserliche Wachstumsfetischisten oder verantwortungslose Unternehmer an. Zur Begründung werden sozialpsychologische oder ethnologische Erkenntnisse angeführt, die zeigen sollen, dass der Mensch ein soziales Wesen ist, das von Natur aus kooperativ bis altruistisch handelt. Leider würden diese natürlichen (guten) Eigenschaften durch das (böse) kapitalistische System verdrängt. Wir müssten deshalb nur dieses System überwinden – und alles wäre wieder in bester Harmonie.

Das Gegenteil wäre der Fall. Denn erst die Schaffung eines liberalen Staats- und Marktmodells auf der Basis von individueller Freiheit und *rule of law* hat es möglich gemacht, das Prinzip der Kooperation weit über den Kreis von Familie und Sippe auszudehnen. Kooperation oder gar Solidarität gab es wohl innerhalb dieser Gruppen, aber nicht zwischen ihnen. Hier waren Konflikt und Gewalt an der Tagesordnung.

Wenn ich heute meinen Einkaufswagen betrachte, dann ist mir bewusst, dass Tausende von Menschen auf der ganzen Welt daran beteiligt sind. Nur ist diese marktwirtschaftliche Kooperation anonym und preisgesteuert. Sie ist weder zentral geplant noch beruht sie auf dem Wohlwollen der anderen. Ohne ein Minimum an Marktfreiheit und Rechtsstaatlichkeit ist diese globale Arbeitsteilung und damit unser hoher Wohlstand undenkbar.

## Die Widersprüche der Sozialromantiker

Soziales Lernen oder Gruppensolidarität sind auch bei anderen höherentwickelten Lebewesen zu beobachten. Was aber die menschliche Gesellschaftsordnung seit Jahrtausenden auszeichnet, ist einerseits die Sprache, die es erlaubt, Erkenntnisse und Erfahrungen gemeinsam aufzubauen. Zum Zweiten ist es das Tauschen in all seinen Formen zwischen wildfremden Akteuren. Löwen oder Wölfe jagen zusammen, teilen ihre Beute und erziehen die Jungen. Aber nur innerhalb ihrer festgefügt Gruppe. Das Rudel A tauscht nicht mit dem

Rudel B oder gar mit einer fremden Tiergattung. Ebenso wenig ändert sich die Jagdtechnik.

Nun möchten Sozialromantiker vom anonymen Tausch auf den globalisierten Märkten zurück zur Selbstversorgung oder in kleinräumliche Beziehungsmuster. Man soll nur essen, was lokal produziert wurde, man soll sich auf 2000 Watt selbstbeschränken, den menschlichen Fussabdruck durch Verzicht verkleinern und wieder sozial und solidarisch werden. Dieselben Kreise verlangen aber sechs Wochen Ferien bei gleichem Lohn, Minimallöhne von 2/3 des mittleren Einkommens, finanzielle Abgeltungen für gemeinwirtschaftliche Leistungen, finanzielle Unterstützung der Familien, Subventionierung der Krankenkassenprämien, den Ausbau des Service Public an allen Fronten. Selbst Grossmütter wollen sich organisieren, um an die Staatskrippe zu kommen. Für Hausfrauen gibt es Erziehungsgutschriften bei der AHV, für die Pflege innerhalb der Familie werden ebenfalls Ansprüche an den Staat erhoben.



Politisch läuft es also genau in die Gegenrichtung von Verzicht, wobei all diese Ansprüche nur durch Zwangsumverteilungen der marktwirtschaftlichen Wertschöpfung zu finanzieren sind. Wenn deshalb gerade in den traditionellen Sozialaufgaben die Bereitschaft zu freiwilligen Leistungen, Gratisarbeit, Familienunterstützung oder zum Spenden schwindet, liegt die Ursache nicht im Vormarsch des kapitalistischen Egoismus, sondern im Vormarsch der staatlichen Zwangsumverteilung von marktwirtschaftlich erzielten Einkommen.

Der Sozial- und Umverteilungsstaat mit all seinen Abgeltungen und Transfers ist der wahre Zerstörer von freiwilliger Solidarität und sozialer Verantwortung. Wenn Eltern von den Jungen Anstrengungen verlangen, werden sie von Sozialämtern unterlaufen, die Geld fürs Nichtstun verteilen. Wenn den Menschen geraten wird, rechtzeitig Vermögen aufzubrauchen, damit sie im Alter Ergänzungsleistungen bekommen, untergräbt dies die Eigenverantwortung. Oder wenn bestens ausgebildete Mütter durch progressive Krippentariife bestraft werden, sinkt die Bereitschaft der Grosseltern, die Kinder gratis zu «hüten». Der ausufernde Sozialstaat gefährdet somit nicht nur die öffentlichen Finanzen, sondern auch das sozialetische Fundament der Gesellschaft.

Der Sozial- und Umverteilungsstaat mit all seinen Abgeltungen und Transfers ist der wahre Zerstörer von freiwilliger Solidarität und sozialer Verantwortung. Wenn Eltern von den Jungen Anstrengungen verlangen, werden sie von Sozialämtern unterlaufen, die Geld fürs Nichtstun verteilen. Wenn den Menschen geraten wird, rechtzeitig Vermögen aufzubrauchen, damit sie im Alter Ergänzungsleistungen bekommen, untergräbt dies die Eigenverantwortung. Oder wenn bestens ausgebildete Mütter durch progressive Krippentariife bestraft werden, sinkt die Bereitschaft der Grosseltern, die Kinder gratis zu «hüten». Der ausufernde Sozialstaat gefährdet somit nicht nur die öffentlichen Finanzen, sondern auch das sozialetische Fundament der Gesellschaft.



# Die Euro-Krise ist zurück

Von Hansrudolf Kamer — Der Druck auf Spanien und Italien wächst, die Glaubwürdigkeit der Sanierungsbemühungen nimmt überall ab. Gerät Frankreich in Schieflage, ist der Euro am Ende.



Ist es Zeitgewinn oder Zeitverlust? Einfach ist die Antwort nicht. Doch Sichdurchwursteln ist immer das bewährte Rezept für die Antreiber der europäischen Integration gewesen. Integration war anders gar nicht möglich.

Die Euro-Krise hat daran nichts geändert, so wenig wie den beteiligten europäischen Nationalstaaten die politischen Ur-Instinkte abhandengekommen sind.

Euro-Land ist weder weiter noch weiser, als es vor vier Monaten war. Dabei sah es zunächst so aus, als ob das Schlimmste vorbei wäre. Die Zinsen der spanischen und der italienischen Staatsanleihen sanken, die Befürchtungen hinsichtlich der Solidität europäischer Banken wurden beschwichtigt. Im allgemeinen Gefühl der Erleichterung zeigte sich die Europäische Zentralbank in grossem Stil spendierfreudig und pumpte über eine Billion Euro (das sind tausend Milliarden!) ins System.

Die Wirkung ist verpufft. Nun folgt wieder Ernüchterung. So ist der Rhythmus der Euro-Krise. Die Märkte stellen einmal mehr fest, dass die Euro-Lenker überfordert sind und keinen Ausweg aus der Krise finden. Die Zinsen steigen wieder, und der Glaube an die Stabilität des Euro-Finanzgebäudes schwindet erneut.

Die Euro-Finanzminister rechneten Ende März den Umfang ihrer Krisenfonds, die moribunde Euro-Staaten vor Finanzierungsschwierigkeiten schützen sollen, auf gut 800 Milliarden Euro hoch. Solche Rechnungen sollten die Märkte günstig stimmen, wie sich der deutsche Finanzminister Schäuble damals ausdrückte.

Die günstige Stimmung ist vorbei. Man muss nicht der beliebten Doktrin vieler Politologen anhängen, die alle Probleme immer grundsätzlich und «ein für alle Mal» lösen wollen. Politische Probleme sind ephemere, werden aufgeschoben, verdrängt, bestenfalls irgendwie bewältigt. Vielleicht kommt man mit Glück einen Viertel der Wegstrecke voran. Die Euro-Staaten sind Meister geworden in dieser Kunst.

Leider eignen sich Probleme wie Staatsschulden, Defizite und Steuern in diesen Zeiten nicht für die altväterische Art der Krisenbewältigung. Die Mindestanforderung ist klar: Wähler und

Wählerinnen, Anleger und Anlegerinnen wollen wenigstens einen Pfad sehen, der irgendwann zu besseren Verhältnissen führen könnte.

Spanien und Italien können kaum über längere Zeit mit den gestiegenen Refinanzierungskosten ihrer Staatsverschuldung leben. Sie brauchen die Perspektive einer stark wachsenden Wirtschaft. Doch Spanien befindet sich in einer Rezession. Die Euro-Zone insgesamt stagniert.

## Brüssel wird ignoriert

In der Kampagne für die französischen Präsidentschaftswahlen dominieren – wie könnte es anders sein – nationale und nicht europäische Aspekte. Alle wichtigeren Kandidaten haben bezüglich Europapolitik Versprechungen gemacht, die auf Neuverhandlungen hinauslaufen, und sie wollen diese oder jene europäische Verpflichtung über Bord werfen. Brüssel wird ignoriert, die Europäische Zentralbank attackiert. Noch mehr Geld soll's richten.

Ein Wahlsieg Hollandes wäre Gift für die Märkte, denn der Sozialist scheint nicht zu wissen, wie eine Wachstumspolitik aussehen müsste. Deutschland und ganz Euro-Land würden das zu spüren bekommen. Nicht dass der Nachfolger Sarkozys gegenüber Berlin mehr Spielraum hätte als sein Vorgänger.

Aber er wird Druck aufsetzen müssen, um wenigstens einige seiner Wahlversprechen

einhalten zu können. Und diesen Druck wird Deutschland mit Bedauern, aber schliesslich mit Achselzucken zur Kenntnis nehmen. Mit dem Zwang zum europäischen Zusammenschluss wird es sich nicht mehr erpressen lassen. Die Schuld für die Wiedervereinigung ist abbezahlt.

Der Zeitgewinn entpuppt sich als Zeitverlust. Wenn das Wachstum fehlt, schrumpfen die Steuereinnahmen. Das wiederum erschwert es den Regierungen, ihre Schulden zu bedienen, geschweige denn abzubauen.

George Soros, der gerne auf beiden Seiten des Atlantiks politisch mitmischt, hat in der *Financial Times* auf das Offensichtliche hingewiesen: Die Euro-Krise hat entgegen den öffentlichen Ermahnungen von Merkel und Sarkozy nicht zu grösserer politischer Einheit geführt, sondern die Mitgliedsländer haben sich nach dem Prinzip «Rette dich, wer kann!» mehr national ausgerichtet.

Die Deutsche Bundesbank insbesondere hat Vorkehrungen getroffen, die ihre Verluste bei einem Zerfall der Euro-Zone reduzieren würden. Sie hat auch die Kreditvergabe in Deutschland selber gedrosselt, was nicht dazu beiträgt, die Konsumlust der Deutschen zu steigern – was die meisten andern Euro-Länder seit langem fordern.

Das ist aus deutscher Sicht sehr verständlich. Gerät aber Frankreich in Schieflage, was bei einem Wahlsieg Hollandes und der sehr realen Drohung, die sein Programm darstellt, durchaus möglich ist, könnte es mit dem Euro vorbei sein. Die Entflechtung hat insgeheim bereits begonnen. Europa wird deswegen nicht scheitern, um das geflügelte Wort Merkels zu zitieren. Es ist schon mit Schlimmerem zu Rande gekommen.



Gift für die Märkte: Präsidentschaftskandidat François Hollande.

## Schwungrad-Hamster und Wühlmäuse

Von Christoph Mörgeli

Im *Sonntagsblick* bedauert Staatssekretär Peter Maurer, oberster Beamter des Ausserdepartements, unser angebliches Abseitsstehen: «Die Schweiz könnte als EU-Mitglied ihre Interessen und ihre Identität verteidigen.» Bald übernimmt Maurer das IKRK-Präsidium von Jakob Kellenberger, der als EDA-Staatssekretär gesagt hat: «Ich bin überzeugt davon, dass ein EU-Beitritt im Interesse der Schweiz liegt.» Dazwischen amtierte Staatssekretär Franz von Däniken, der urteilte: «Der EU-Beitritt muss unser Ziel sein. Ich bin überzeugt, dass die Schweiz in Europa nicht isoliert bleiben kann.»

Die riesengrosse Mehrheit der Bevölkerung will nichts von einem EU-Beitritt wissen. Bürgerliche und die Wirtschaft sind genauso dagegen wie die Gewerkschaften oder die Wähler von SP und Grünen. Die letzte europhile Minderheit der Schweiz sitzt in der Bundesverwaltung. Es sind dummerweise genau jene Leute, die in Brüssel den Volkswillen vertreten müssten. Doch sie tun das Gegenteil. Und erinnern an Kaninchen, die den Raubtieren freudig applaudieren. Wundern wir uns, wenn solche Unterhändler mit miserablen Verträgen nach Hause kommen?

Ohne Bundesverwaltung wäre die Unterschriftensammlung zum Uno-Beitritt gescheitert. Für Schengen stellte das Integrationsbüro des Bundes eine «Prominenten-Gruppe» zu Werbezwecken zusammen. Nun sind Chefbeamte keine bösen Menschen. Aber Menschen. Staatsdiener, die auch ihrem eigenen Interesse dienen. Sie fühlen sich pudelwohl im Biotop des Internationalismus. Es locken Macht, Prestige und gutbezahlte Stellen. Alles möglichst an der direkten Demokratie vorbei. Verliererin ist die Bevölkerung, die ihre Rechte preisgeben und die ganze Sause bezahlen muss.

Die Volksvertreter im Parlament sind nicht mehr die Gesetzgebenden, sondern die Gesetznehmenden – von der Verwaltung. Den Beamten ist es herzlich wurscht, welche Laiendarsteller in der Bundesversammlung sitzen. Auch die Bundesräte lassen sich von ihrer Bürokratie führen. Unsere Beamtschaft ist nicht faul. Würde sie das Schlechte schlecht machen, wäre es nicht schlimm. Aber sie macht das Schlechte gut. Sie führte uns in die Uno, nach Schengen und will uns in die EU führen. Wir Politiker rennen im Leerlauf wie Hamster im Schwungrad. Doch die Beamten arbeiten wie Wühlmäuse still und effizient vor sich hin. Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## 2500-Franken-Check von Berset

Von Peter Bodenmann — Gute Ideen wie das bedingungslose Grundeinkommen brauchen in der Schweiz immer etwas Zeit.



Für CH-Hinz und CH-Kunz: Bundesrat Berset.

Alle sollen künftig jeden Monat von Bundesrat Alain Berset einen Check in der Höhe von 2500 Franken erhalten. Als bedingungsloses Grundeinkommen. Pro Kind gibt es zusätzlich 700 Franken. Wer trotzdem arbeiten will, der arbeitet. Wer weniger oder anders arbeiten will, kann dies tun.

Die politischen Lager sind gespalten. Fast alle von rechts bis links haben Bedenken. Denn vieles hängt natürlich von der konkreten Ausgestaltung ab. Und diese vom politischen Kräfteverhältnis in einer Gesellschaft.

Gute Ideen brauchen in der Schweiz immer etwas Zeit. Denken wir nur an die AHV und das Frauenstimmrecht. Trotzdem müssten alle politischen Kräfte in der nun beginnenden Diskussion ihre Varianten auf den Tisch legen. Und Alain Berset könnte diese mittels raffinierter Computerprogramme auf ihre wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Auswirkungen testen lassen. Um alle zu zwingen, ihre Vorschläge zu optimieren.

Am einfachsten hätten es die Gegner des freien Personenverkehrs. Sie könnten ihre xenophoben Ängste nichtdiskriminierend und deshalb Euro-kompatibel selbst therapieren. Die Stossrichtung: Wer nur ein Jahr in der Schweiz gelebt hat, erhält lediglich 250 Franken von Alain Berset. Die vollen 2500 Franken gibt es erst nach zehn Jahren Aufenthalt. Die Zuwanderung würde über Nacht stark abnehmen.

Die Unternehmen würden alles machen, um mehr Frauen in der Erwerbsarbeit zu halten oder neu als Arbeitskräfte zu gewinnen. Krippen würden in allen Quartieren und grossen Betrieben wie Pilze aus dem Boden schiessen. Schlicht und einfach, weil neue Einwanderer – da zunächst nicht bedingungslos grundverbilligt – als Arbeitskräfte zu teuer wären.

Wird die SVP auf diesen Zug aufspringen? Sicher nicht. Denn ein bedingungsloses Grundeinkommen gibt es im Weltbild der Rechten nur für die Erben grosser Vermögen. Aber sicher nicht für CH-Hinz und CH-Kunz.

Die Volksinitiative hätte trotzdem gute Chancen, wenn sie einen etwas anderen Titel und einen präziseren Inhalt hätte. Titel: «Eidgenössische Volksinitiative gegen zu viel Einwanderung», Absatz 2, neu ergänzt wie folgt: «Das Grundeinkommen soll der Bevölkerung, die seit zehn Jahren in der Schweiz lebt, ein menschenwürdiges Dasein und die Teilnahme am öffentlichen Leben ermöglichen.»

Ist das fremdenfeindlich? Nur ein bisschen, denn bereits leben 1,2 Millionen Ausländerinnen und Ausländer seit mehr als zehn Jahren in der Schweiz. Sie alle würden den 2500-Franken-Check von Alain Berset erhalten. Die anderen würden die Schweiz meiden.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Darf man das?

Von Kurt W. Zimmermann — Die Kunst des Titelbilds ist die Kunst der maximalen Reduktion. Nur Reduktion führt zu Reaktion.

Im Juli 1977 erschien der *Spiegel* mit dem berühmtesten Titelbild seiner Geschichte. Es zeigte einen Teller Spaghetti. Auf den Spaghetti lag ein schwarzer Trommelrevolver. Darunter stand: «Urlaubsland Italien».

Die Italiener heulten auf. Es kam zu öffentlichen Protesten. Der *Spiegel* wurde mit Strafklagen wegen Volksverhetzung eingedeckt. Die italienischen Auslandorganisationen demonstrierten. Politiker bis zu Premierminister Giulio Andreotti gaben ihrer Empörung Ausdruck.

Es war aus journalistischer Sicht ein perfektes Titelbild. Das sogenannte Cover, so die Regel der Zeitschriftenbranche, muss das Thema der Story verdichten, einkochen, maximal reduzieren. Mit der maximalen Reduktion auf Spaghetti und Schusswaffe wurde diese Vorgabe zielgenau erreicht.

Damit sind wir bei der *Weltwoche*. Auch sie hat das Prinzip der Reduktion umgesetzt und auf dem Cover ein Roma-Kind mit Pistole abgebildet. Auch sie sieht sich nun einem Proteststurm gegenüber, auch hier flankiert von den üblichen Strafklagen. Und natürlich springen Politiker auf den Zug auf.

Aus medientheoretischer Sicht ist an diesen Fällen immer die Diskrepanz zwischen Form und Inhalt interessant. Die *Spiegel*-Titelgeschichte thematisierte seinerzeit die Unfähigkeit Italiens, gegen Terrorismus und Mafia vorzugehen. Niemand mochte über diese Missstände diskutieren. Alle stürzten sich nur auf das Titelbild. Bei der *Weltwoche*, wenig erstaunlich, spielt genau derselbe Effekt.

Bei Magazinen sorgt die Optik für die Emotionen. Das Bild kann heftige Abwehrreflexe auslösen. Der Text, weil zu faktennah, erbringt den schnellen Schockeffekt der Fotografie in der Regel nicht. Der Effekt gelingt am besten bei Themen wie Verbrechen, Sex und Religion. Besonders gut funktioniert die optische Reduktion, wenn sie eine unterschwellige Dosis an politischer Unkorrektheit mittransportiert.

Darf man das? Das ist die aufwühlende Frage bei Titelbildern. Es gibt viele Beispiele in der Mediengeschichte, die mit diesem Mechanismus für Skandale sorgten. Riesig war etwa die Aufregung, als Demi Moore 1991 auf dem Titelbild von *Vanity Fair* posierte. Sie war nackt und hochgradig schwanger und streckte ihren kugelrunden Bauch in die Kamera. Diesmal drehten die konservativen Organisationen durch und reagierten mit den üblichen Protesten und Strafklagen.



Heftige Abwehrreflexe: Spiegel-Titel, 1977.

Ein ähnlicher Hammer auf Seite eins gelang 1987 dem *Stern*. Ein Reporter fotografierte im Hotel «Beau Rivage» in Genf den deutschen CDU-Politiker Uwe Barschel, der tot in der Badewanne lag. Darf man das? Die Protestwelle war jedenfalls gewaltig.

*Esquire* brachte 1968 Muhammad Ali auf dem Titelblatt, nachdem der Boxweltmeister den Militärdienst in Vietnam verweigert hatte. Es zeigte ihn von Pfeilen durchbohrt, wie den heiligen Sebastian, den christlichen Märtyrer. Der Aufschrei war gewaltig.

Nicht viel besser war es schon *Time* ergangen, als das Blatt Ende 1938 Adolf Hitler als «Man of the Year» aufs Titelblatt hob.

Die vorletzte vergleichbare Aufregung gelang dem Magazin *Ok*, als es 2009 das letzte Bild des toten Michael Jackson aufs Cover pflanzte.

Meist verfliegt die vermeintliche Schockwirkung der starken Bilder aber sehr schnell. Am besten kann man das daran aufzeigen, wie sich der gewaltige Skandal um Demi Moore weiterentwickelte. Nach ihr posierten unter anderem Britney Spears, Christina Aguilera, Jessica Simpson und Mariah Carey genauso nackt und genauso hochschwanger auf den Titelblättern.

Als Letzte zeigte Claudia Schiffer ihren nackten Kugelbauch 2010 vorn auf der deutschen *Vogue*. Es war nur noch zum Gähnen.

# 430 000 Franken für eine Kunst-Schaukel

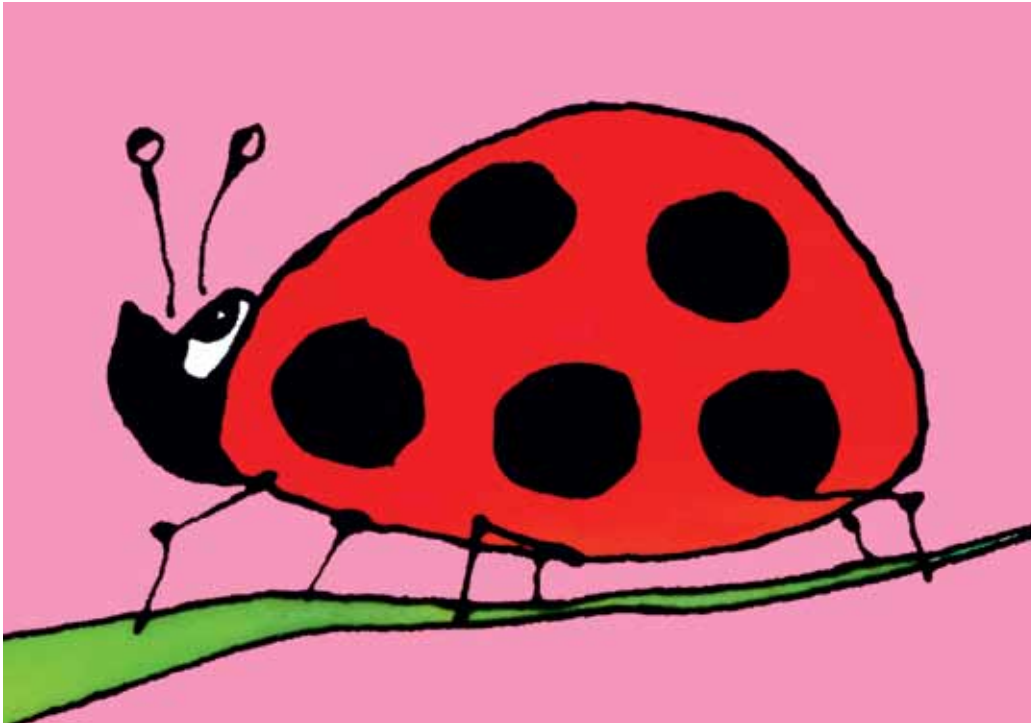
Von Christoph Landolt

Nur Stunden nach der Einweihung ging die sechzehn Meter hohe Steinschleuder bereits zu Bruch. Kinder hatten zu heftig geschaukelt und waren mit ihren Füßen gegen die dünne Verschalung aus Plexiglas geprallt, die prompt zerbrach. Das war im September 2011, bereits waren 395 000 Franken verbaut. Seither ist das gigantische Ypsilon, das den Zürcher Hardaupark aufwerten soll, abgesperrt. Tagesanzeiger.ch hat in allen Details beschrieben, vor welchen technischen Herausforderungen die Spezialisten von Stadt und Baufirma stehen: Zum einen darf das Abbremsen der Schaukelbewegung nicht durch eine schwere Konstruktion erfolgen, denn solches erlaubt die filigrane Skulptur in Form einer Steinschleuder nicht. Zum andern darf das Kunstwerk nicht wesentlich abgeändert werden, da dadurch das Werk des kosovarisch-amerikanischen Künstlers Sislej Xhafa beeinträchtigt worden wäre.



Ein halbes Jahr danach glaubt die verantwortliche Behörde, Grün Stadt Zürich, kurz vor dem Durchbruch zu stehen. «Das Ziel ist, die Schaukel über ein gefedertes Seil im Boden sanft abzubremsen», erklärte Sprecher Lukas Handschin. Dass die Schaukel nun kein wildes Schaukeln mehr zulässt, sondern nur noch ein kontemplatives Hin und Her mit einem maximalen Schaukelradius von einem Meter, dürfte zwar die Kinder des Quartiers enttäuschen, entspricht gemäss Handschin der ursprünglichen Intention des Künstlers aber sogar besser. Netter Nebeneffekt: Der an der Steinschleuder befestigte, hässliche Metallbügel, der die Schaukel auf Distanz halten sollte, kann abmontiert werden.

Die Nachrüstung kostet den Stadtzürcher Steuerzahler 35 000 Franken, wobei die Baufirma Nüssli den Aufwand für die Entwicklung des Systems selbst trägt. Dieser ist beträchtlich, betritt das Unternehmen, das für seine abbaubaren Stadionkonstruktionen bekannt ist, doch ingenieurtechnisches Neuland. Ein simples Stahlseil, das die Schaukelbewegung abrupt unterbinden würde, wäre nämlich zu gefährlich. Also testet Nüssli in diesen Tagen nun einen in den Boden versenkten Federmechanismus, der das Seil sanft abbremsst. Die Stadt hofft, dass die Tests bis im Juni beendet sind.



«In globo verunglimpft»: Glückskäfer.

#### Anständige Tierchen

Nr. 15 – «Pessimismus macht blind»;  
Peter Keller über den Zustand der Welt

Optimisten haben nicht öfter recht als Pessimisten, aber sie leben fröhlicher, bzw. die Pessimisten sind erst glücklich, wenn sie unglücklich sind.

Kurt Hollenstein, Oberbüren

Schon wieder! Populistisch werden hier die Marienkäfer, diese hochintelligenten und anständigen Tierchen, die ihr Bestes geben, in globo verunglimpft! Der zum Himmel gerichtete Blick des dargestellten Marienkäfers zeigt unverkennbar die mühsam kaschierte blasphemische Konnotation. Wann führt sich die *Weltwoche* endlich einmal, wie alle anderen Leute auch, anständig auf?

Christoph Baumann, Stäfa

#### Wo bleibt die Diskussion?

Nr. 14 – «Die Roma kommen: Raubzüge in die Schweiz»; Titelgeschichte zum Thema Roma

Seit einigen Jahren lese ich regelmässig die *Weltwoche*. Ich kenne keine Zeitung, insbesondere keine deutschsprachige, die so konsequent den Fakten den Vortritt vor der Political Correctness gibt. Ich bin gespannt, wie lange es die *Weltwoche* durchhält, die politisch korrekte Öffentlichkeit immer wieder gegen den Strich zu bürsten.

Ecke Demandt, D-Lindheim

Stellen wir uns vor, dass die *Weltwoche* diesen Artikel ohne das sicher fragwürdige Titelbild und den reisserischen Titel veröffentlicht hätte. Er wäre wohl ohne jegliche Reaktion in der Flut der Information untergegangen. Die gewohnten *Weltwoche*-Leser hätten ihn einfach zur Kenntnis genommen, vom Profil her wohl meistens mit Genugtuung. Aber eine – gewünschte – Diskussion bzw. Auseinandersetzung mit dem Problem wäre sicher ausgeblieben.

Genau dieses Problem scheint mir jedoch auch eine Diskussion wert zu sein: Ist es nicht deprimierend, dass ein Thema nur dann aktuell wird, wenn es mit einer Provokation lanciert wird? In der Tat kann sich jemand heute in der allgemeinen Informationsflut und dem grassierenden Mainstream nur dann Gehör und Aufmerksamkeit verschaffen, wenn er/sie dies mit einer provozierenden Äusserung oder Aktion tut. Überall wird dieses Prinzip angewendet: in der Politik, in der Kunst, in der Wissenschaft. Eine gute Idee, ein interessantes Werk oder ein echtes Problem verblasst in der Anonymität und Indifferenz, wenn es nicht schreiend und als Übertreibung daherkommt.

Andererseits, wenn die Provokation der Träger der Message ist, wird dann das Ziel erreicht? Die genannte Diskussion um den Roma-Artikel zeigt, dass das auch nicht der optimale Weg ist. Denn die ausgelöste Diskussion wird nicht den Inhalt betreffen. Man diskutiert nur noch die Form, und der

Inhalt geht unter. Meine Schlussfolgerung ist, auch wenn das nicht sehr provokativ ist (und damit wohl untergeht), dass wir uns als Informationskonsumenten mit gewissen Provokationen abfinden, aber andererseits auch lernen müssen, davon zu abstrahieren und uns mit dem eigentlichen Inhalt auseinanderzusetzen. Ich weiss, dass das wohl immer schwieriger, ja ärgerlicher wird, weil sich die Journalisten, Politiker, Künstler, Wissenschaftler mit diesem Prinzip der Provokation immer mehr überbieten (müssen?).

Richard Rickenbacher, Vevey

Warum bemüht sich der Zentralrat nicht intensiv um seine «Landsleute», um sie auf ein normales soziales und zivilisiertes Leben zurückzuführen, statt Klagen gegen diejenigen zu führen, die Missstände anprangern?

Horst Pfaff, Altdorf

Im Gegensatz zu den meisten Kritikern habe ich den Artikel mehrmals gelesen. Die Autoren stützen ihre Recherche auf Aussagen von J.-F. Cintas (Chef Abteilung Einbruch Kapo Genf), J.-Ch. Sauterel (Sprecher Waadtländer Kapo), F. Schmutz (Chef Kripo Genf), M. Sorg (Sprecher Kapo Zürich), J.-Ph. Brandt (Sprecher Kapo Genf), M. Cortesi (Sprecher Stapo Zürich), U. Hubmann (Leiter Staatsanwaltschaft II Kt. Zürich), V. Landmann (Rechtsanwalt und Milieu-Kenner), J. de Quattro (Sicherheitsdirektorin Kt. Waadt), N. Gobbi (Justizdirektor Kt. Tessin) und auch der Stadtberner Fremdenpolizei sowie die Koordinationsstelle gegen Menschenhandel und Menschenschmuggel des Bundesamtes für Polizei (Fedpol). Ja, sind denn das alles populistische Rassisten? Nein, sind sie sicher nicht! Denn sie kennen das Problem durch ihre tägliche Arbeit wohl besser als all die linksgewickelten Gutmenschen, die jetzt über die *Weltwoche* richten. Das geht bekanntlich am besten, solange man nicht selbst einmal Opfer solcher krimineller Taten geworden ist. Ich bitte das *Weltwoche*-Redaktionsteam, sich weder von Drohungen aus Österreich noch aus Deutschland einschüchtern zu lassen. Ich hoffe noch auf viele fundierte Artikel dieser Art!

P. Suter, Rapperswil

Sie haben mit einem aufrüttelnden Titelblatt und einem fundierten Artikel auf eine alarmierende Problematik aufmerksam gemacht. Danke, lassen Sie sich nicht beirren, und machen Sie weiter. Mir gefällt die *Weltwoche* mit Marienkäfer oder Roma-Kind gleichermassen.

Beatrice Iransen-Meyer, Zürich

Der Artikel hat mich bewogen, Ihre Zeitung zu abonnieren. Im Gegensatz zu anderen Medien

haben Sie wenigstens den Mut, auf solche Missstände hinzuweisen.

Egon Schläppi, per E-Mail

Wer selber Kinder hat, empfindet dieses berührende Bild nicht als Aggression. Dieses Kind ist nichts anderes als ein Opfer und zeigt auf, wie wenig bis keine Chancen diese Kinder haben. In diesem Zusammenhang erscheinen Parlamentsbeschlüsse über Delfinhaltung schlicht als Hohn. Der reisserische Titel allerdings wird dem Bild nicht gerecht. Schade!

Mimi Trüssel, Marbach

Ihr habt den Nagel auf den Kopf getroffen mit eurem Artikel. In Deutschland ist es ja nicht möglich, die Wahrheit auszusprechen, ohne als Nazi dazustehen! Die Problematik ist nicht neu, es gibt genügend Beispiele dafür, wo das Verhalten der Sinti und Roma bestätigt wird; Ladendiebstahl mit ihren Kindern ist nur ein Problem. Ein Problemviertel in München ist das Hasenberg, das im Norden Münchens liegt. Darum kann ich ohne Vorverurteilung das Verhalten der Roma bestätigen, Angriffe auf Supermarkt-Mitarbeiter, die Roma beim Ladendiebstahl erwischten!

Christian Mandl, D-München

Wie kann einer der Spitzenjournalisten der *Weltwoche* derart unprofessionell sein, einen historisierenden Roman (jenen von Lukas Hartmann) mit seinem aktuellen Artikel zu vergleichen?

Doris Schöni, Muri bei Bern

Das Roma-Problem ist sehr gross und die Kriminalität auch. Ich wohne in Tschechien. Die Roma hier arbeiten nicht, stehlen und missbrauchen Sozialleistungen. Ich arbeite im Rettungsdienst, und wenn wir zu Roma gehen, muss ich damit rechnen, dass wir angegriffen werden. Ich wünsche allen, die Kritik an Ihrem Artikel üben, mal eine Woche mit Roma leben zu müssen.

Georg Altman, Tschechien

### Richtigstellung

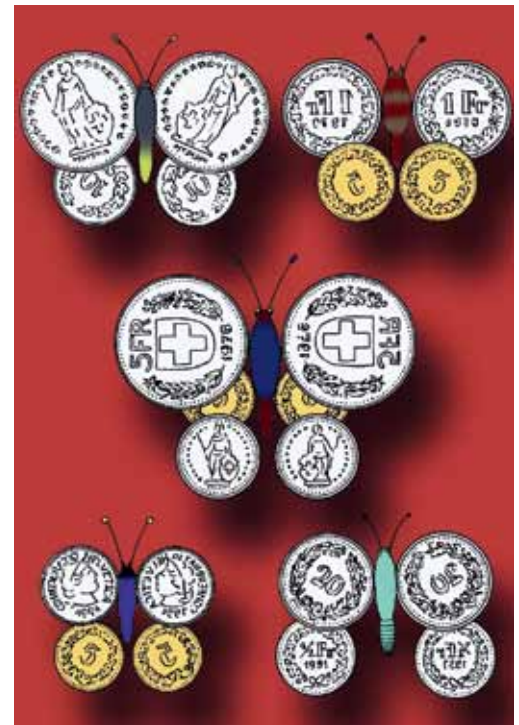
Die Beziehung zwischen Herrn Putin und Herrn Timtschenko ist nicht – wie sie im Artikel «Unser Irrenhaus wählt Putin» (Ausgabe Nr. 10/12) – «geschäftlich» und war dies auch nie. Sie lässt sich am besten als lose Bekanntschaft bezeichnen. Herr Timtschenko begegnete Herrn Putin erstmals in den frühen neunziger Jahren, als Herr Putin im Büro des Bürgermeisters von St. Petersburg tätig und Herr Timtschenko Mitarbeiter einer Handelsgesellschaft war. Dass beide Herren zur gleichen Zeit Karriere gemacht haben, ist Zufall. Auch trifft es nicht zu, dass Herr Timtschenko vor allem Öl der Staatskonzerne Rosneft und Gaspromneft exportiert. Im Jahre 2011 betrug das russische Volumen nur 35 Prozent des Gesamtumsatzes der Gunvor-Gruppe, die weltweit mit Öl handelt, und zwar mit acht der zehn grössten Öl- und Energiegesellschaften der Welt. Herr Timtschenko ist zusammen mit dem Schweden Torbjörn Törnqvist Mitbegründer/Miteigentümer von Gunvor, einer führenden unabhängigen Ölhandelsgesellschaft in Genf.

Walter Bruderer,

Kommunikationsverantwortlicher Gunvor

## Darf man das?

### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man seine Einräppler-Sammlung komplett dafür einsetzen, um im Aldi den Einkaufsbetrag von Fr. 23.67 zu bezahlen? André Schlittler, Reichenburg

Die meisten Männer bezeichnen sich als Jäger. Sie sind halt mehr der Sammler. Sie sind der Typ Mann, der alles ganz genau nimmt und keinen Cent, äh, Rappen zu viel ausgeben will. Das ist Ihr gutes Recht. Wenn Sie aber an der Aldi-Kasse stehen und einen Rappen nach dem anderen rauszählen, könnte es sein, dass Sie sich unbeliebt machen. Gehen Sie doch zur Nationalbank, tauschen Sie Ihre Räppler in Noten um, und beginnen Sie, etwas Schönes zu sammeln. Wie wäre es mit Autos, Uhren oder Kunst? Damit punkten Sie eher, als wenn Sie Ihre Flamme mal fragen, ob Sie ihr Ihre Einräppler-Sammlung zeigen dürfen.

Deborah Neufeld

Augenoptiker – Schweizer Carrossier – Schweizer  
Automobil-Mechatroniker – Schweizer Bäcker-Ko  
Baumaschinenmechaniker – Schweizer Baupral  
chnikpraktiker – Schweizer Plattenlegerpraktiker  
Schweizer Betonwerker – Schweizer Fachmann B  
Laborant – Schweizer Friseur – Schweizer Bode  
Printmedienvorbereiter – Schweizer Büroassistent  
Schweizer  
Schweizer  
r Di  
olog  
eize  
Gesu  
ser –  
ed –  
nikpl  
inen  
schw

**Ja zur Schweiz -  
Hier kaufe ich ein.**

✓ Qualität  
✓ Berufsbildung ✓ Arbeitsplätze

## Ihr Schweizer Gewerbe in-der-Schweiz-gekauft.ch

Schweizerischer Gewerbeverband sgv  
Postfach | 3001 Bern | www.sgv-usam.ch

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



«Die EU hat recht»: Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf, Chefunterhändler Ambühl, Anfang April.

## Verlässliche Freunde der Gegenseite

Im Steuerstreit mit Deutschland und den USA weicht der Bundesrat Schritt für Schritt zurück. Regierung und Parlament wissen nicht mehr, was sie eigentlich verteidigen sollen. Der schweizerischen Aussenpolitik fehlt eine Linie. Wo liegen die Gründe und Ursachen? *Von Philipp Gut*

Es ist Mittwoch, der 7. Dezember 2011, 14.15 Uhr. Im Sitzungsraum 008 des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) an der Effingerstrasse 31 in Bern orientiert der Spitzendiplomat Michael Ambühl – er ist Direktor im Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF) im Departement von Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) und Chefunterhändler an den umkämpftesten aussenpolitischen Fronten – über die Verhandlungen im Steuerstreit mit Deutschland, der EU und den USA. Sein Publikum ist die Kommission für Wirtschaftspolitik (KfW), deren Mitglieder vom Bundesrat gewählt werden, und die vier Mal pro Jahr aktuelle wirtschaftspolitische Themen bespricht. Unter dem Vorsitz von Seco-Direktorin Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch lauschen Vertreter von Wirtschaftsverbänden, Gewerkschaften und Hilfswerken, darunter Economiesuisse-Direktor Pascal

Gentinetta und Daniel Lampart, Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, den Ausführungen Ambühls. Die Abkommen mit Deutschland und Grossbritannien hätten Modellcharakter für Vereinbarungen mit weiteren Ländern. Ambühl spricht vom «Nutzen» der Abkommen («Umsetzung der Weissgeldstrategie des Bundes, Befreiung vom Schwarzgeld-Stigma»), aber auch von den «Kosten» («administrativer Aufwand» für die Banken, «Abzug von Vermögen»). Im Konflikt mit den USA bestünden zwar grosse Herausforderungen, doch der Bundesrat habe dem «erheblichen Druck» standgehalten, und die Verhandlungen könnten nun auf der «Basis geltenden Rechts» aufgenommen werden, sagt Ambühl.

Dann fällt, wie mehrere Mitglieder der Kommission übereinstimmend bestätigen, am Rande der Veranstaltung dieser Satz: Er verstehe die Position der EU, sagt der Schweizer

Chefunterhändler. Persönlich sei er der Ansicht, die EU habe recht.

Die Aussage ist erstaunlich. Und nicht weniger erstaunlich ist die Reaktion der anwesenden Spitzenfunktionäre. Sie nehmen Ambühls Aussage kommentarlos zur Kenntnis. Keiner hakt ein, keiner fragt nach.

Die Episode wirft Fragen auf, die viele im Land umtreiben. Verteidigen der Bundesrat und sein hochdekorierter Emissär mit allem Nachdruck die Interessen der Schweiz und ihres Wirtschafts- und Finanzplatzes? Bieten sie den immer weiter reichenden Forderungen der Gegenseite entschlossen die Stirn? Oder ist es doch eher so, wie vor allem die Rechte moniert, dass die Schweiz nachgibt, einknickt, fortwährend unnötige und folgenschwere Konzessionen macht? Wer hat recht: der Bundesrat und Michael Ambühl, die betonen, dass man standhaft bleibe und kämpfe – oder die

Kritiker, die der Regierung vorwerfen, sie gebe urschweizerische Errungenschaften und Erfolgsfaktoren wie das Bankkundengeheimnis oder tiefe Steuern preis?

Es griffe entschieden zu kurz, die kritischen Einwände einfach als rechte Polemik abzutun. Der Eindruck eines grossflächigen Zurückweichens verdichtet sich. «Der Bundesrat hat im Steuerstreit mit den USA erneut nachgegeben», schrieb der Zürcher *Tages-Anzeiger* – kein Blatt, das im Ruch steht, besonders SVP-nahe zu sein – am vergangenen Samstag. Gleichentags sprach die besonnene NZZ in einem Leitartikel «von immer neuen Konzessionen» gegenüber den Verhandlungspartnern von Deutschland über die EU bis zu den USA.

Erfahrene ehemalige Diplomaten, die einen Horizont von mehreren Jahrzehnten überblicken, teilen die Kritik. «Wir verlieren immer mehr an Respekt und Glaubwürdigkeit, denn man weiss: Die Schweiz gibt nach, sie ist erpressbar geworden», sagt einer von ihnen, der in seiner Karriere an vielen Krisenfronten aktiv war. «Die andern haben das natürlich gemerkt und nützen es weidlich aus», sagt Ex-Botschafter Carlo Jagmetti. Er vermisse die «Härte» auf Seiten der Schweizer Verhandlungsführer, ergänzt ein dritter Ex-Kollege. Und Thomas Borer, in den Auseinandersetzungen um die nachrichtenlosen Vermögen aus der Weltkriegszeit an vorderster Front im Einsatz, stellt fest, zu viele Schweizer «Häuptlinge» flüchteten vor der deutschen «Kavallerie».

Ähnlich tönt es aus der Bankenwelt, auch wenn viele Betroffene während den laufenden Verhandlungen nicht namentlich zitiert werden möchten. Eine Ausnahme ist der ehemalige CS- und UBS-Chef Oswald Grübel. «Wir haben in unserem Land die Angewohnheit, Zugeständnisse zu machen, bevor wir richtig verhandeln», sagte Grübel vergangene Woche in einem Zeitungsinterview.

Stimmen diese Eindrücke? Überprüfen kann man das am besten, wenn man die Aussagen und Versprechen der Bundesräte mit den konkreten Resultaten der Verhandlungen ver-

gleicht. Man könnte ein Buch darüber schreiben – und müsste fast täglich ein neues Kapitel hinzufügen. Das folgende Brevier der Schweizer Nachgiebigkeit konzentriert sich auf ein einziges, aber zentrales Thema: die Preisgabe des Bankkundengeheimnisses und die Lieferung von Kunden- und Kontodaten an fremde Staaten. Vollständigkeit ist nicht angestrebt.

### Anwärter auf den Gummiband-Orden

Die Chronologie beginnt im Jahr 2007. Damals geriet die Grossbank UBS ins Visier der amerikanischen Behörden. Diese vermuten, dass US-Bürger unversteuertes Geld auf Schweizer Konten liegen haben. Das US-Justizministerium will an die Namen und Daten kommen. Am 11. Juni 2008 trifft ein Amtshilfesuch beim Bundesamt für Justiz ein, basierend auf dem Doppelbesteuerungsabkommen von 2003.

### «An diesem Bankgeheimnis werdet ihr euch noch die Zähne ausbeissen!»

Das Schweizer Bankkundengeheimnis – geschaffen in den 1930er Jahren zum Schutz der Kunden, nicht der Banken und vom langjährigen SP-Präsidenten Walther Bringolf als Errungenschaft und Menschenrecht gelobt – verbietet den Verrat der Daten. Das betonte der Bundesrat immer wieder mit markigen Worten. Noch galt der Grundsatz, den Bundesrat Joseph Deiss (CVP) am 22. Oktober 2002 an die Adresse der EU formuliert hatte: «Wenn man uns Eidgenossen unter Druck setzt, ist nichts rauszuholen. [...] Das Bankgeheimnis ist unverhandelbar.» Finanzminister Hans-Rudolf Merz doppelte nach. «An diesem Bankgeheimnis werdet ihr euch noch die Zähne ausbeissen», prophezeite er dem begehrlichen Ausland am 19. März 2008.

In Wirklichkeit dauerte es nur ein paar Monate, bis der Bundesrat dem Druck nachgab. Am 19. Dezember 2008 stellte die Regierung der Finanzmarktaufsicht Finma eine Art Blankoscheck aus: Sie durfte alle notwendigen Massnahmen ergreifen, um Zwangsmassnahmen seitens der USA zu verhindern. Zwei Monate später kam es zum Dammbbruch: Die Finma verfügte die Herausgabe der Daten von 300 amerikanischen UBS-Kunden. Das Bankgeheimnis war durchlöchert. Gemäss Insidern war BDP-Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf die «treibende Kraft» hinter der Ermächtigung an die Finma.

Nachdem der Bundesrat mit der Lieferung der UBS-Daten das Bankgeheimnis gebrochen hatte, sagte Finanzminister Merz am 28. Februar: «Der Bundesrat will das Bankgeheimnis nicht preisgeben, aber die Schweiz kann sich angesichts des internationalen Drucks nicht totstellen. Wir müssen uns der Diskussion stellen und auch die eine oder andere Konzession

machen.» Flugs passte sich die Rhetorik der neuen Doktrin des weitreichenden Entgegenkommens an. «Wir sind ein kooperatives Land», dekretierte Aussenministerin Micheline Calmy-Rey am 1. März 2009.

Der nächste Schritt zur Aufweichung des Bankkundenschutzes folgte auf dem Fuss. Das bestehende System der Amtshilfe in Steuerfragen sei zu wenig effizient, schob Calmy-Rey nach. Im Klartext: Es reiche nicht, Amtshilfe nur bei Steuerbetrug zu leisten, nicht aber bei Steuerhinterziehung. Diese Unterscheidung war einer der ehernen Grundsätze des Schweizer Rechtssystems: Wer dem Fiskus Einkünfte nicht deklarierte – sei es, weil sie vergessen gingen, sei es mit Absicht –, wurde weniger hart bestraft als wer betrügerisch vorging und beispielsweise Unterlagen fälschte.

Bisher lautete die Position des Bundesrats so: «Wir stehen zu der Unterscheidung von Steuerhinterziehung und Steuerbetrug. [...] Das Bankgeheimnis steckt quasi in unseren Genen – so sehr, dass die Schweizer lieber den Finanzminister auswechseln als das Bankgeheimnis abschaffen würden» (FDP-Finanzminister Kaspar Villiger am 24. März 2000). Villigers Nachfolger und Parteikollege Merz verteidigte diesen Unterschied ebenfalls vehement – bis 6. März 2009. Zur Frage, ob er die Unterscheidung aufheben wolle, sagte Merz damals: «Ich schliesse gar nichts aus.»

Bereits am 12. März sollte der Bundesrat erneut nachgeben. Der Finanzminister: «Der Informationsaustausch mit anderen Ländern wird im Einzelfall auf konkrete und begründete Anfrage bei Steuerhinterziehung ausgebaut.» Damit schwenkte der Bundesrat auf den Kurs der OECD ein. Das sei «notwendig» geworden, begründete Merz. Das Bankgeheimnis bleibe aber «bestehen». Insbesondere *fishing expeditions*, also Datenfang im Grossmasstab ohne konkrete Verdachtsmomente und Namensnennungen, seien «auszuschliessen», betonte Merz (13. 3. 2009).

Auch diese Rückzugsposition war nur eine vorläufige. Was gestern galt, gilt heute nicht



«Ein kooperatives Land»: Calmy-Rey.



«Die eine oder andere Konzession»: Merz.



*Kritisiert Zugeständnisse:* Ex-UBS-Chef Grubel.

mehr. Am 19. August 2009 verpflichtete sich die Schweiz, 4450 Kundendaten an die USA zu liefern. Gleichzeitig drängten die USA auf ein neues Doppelbesteuerungsabkommen. Dieses wurde am 23. September 2009 unterzeichnet. Dabei setzten die Amerikaner durch, dass die Schweiz auch bei Gruppenanfragen Amtshilfe leisten muss, also auch dann, wenn die Steuerfahnder weder Namen noch Kontonummern nennen konnten (die Identifikation erfolgt in diesen Fällen lediglich über ein bestimmtes «Verhaltensmuster»).

Erstaunlich an diesen Vorgängen ist, dass der Bundesrat sich die fremden Forderungen und Begehren – die er zunächst entschieden abgelehnt hat – immer mehr und vollumfänglich zu eigen macht. Gäbe es einen Preis für politische Elastizität – so etwas wie den Gummiband-Orden erster Klasse –, man müsste ihn der Schweizer Regierung in corpore verleihen.

Die verlässlichste Freundin der Gegenseite ist allerdings Finanzministerin Widmer-Schlumpf. Sie macht mittlerweile kein Hehl mehr aus ihrer Absicht, den Behörden fremder Staaten ohne Einschränkungen Informationen über deren Bürger zu liefern. «Wenn wir den Marktzutritt zur EU wollen, müssen wir auch die anderen Mechanismen der EU übernehmen, beispielsweise den Informationsaustausch», sagte Widmer-Schlumpf am 11. Februar 2010.

### Deutsche Fahnder in Schweizer Banken

Die jüngste Meldung kam letzte Woche. Jetzt werden den US-Behörden nicht mehr nur Kundendaten geliefert, sondern auch die Namen von Bankmitarbeitern, externen Vermögensverwaltern, Anwälten, Treuhändern und so fort. Die Schleusen sind offen.

Tage zuvor hatte die Schweiz auch in den Verhandlungen mit Deutschland auf breiter Front nachgegeben. Die Spitzensätze bei der Abgeltungssteuer – ein Art Bussleistung ausländischer Bankkunden – wurden auf 41 Prozent angehoben, Erben nimmt der Staat gar 50 Prozent ihres Vermögens weg. Zudem dürfen deutsche Beamte Kontrollen in Schweizer

Geldinstituten durchführen. Gemäss einem Insider, der Einblick in die Verhandlungen hat, haben die Schweizer Unterhändler Entgegenkommen signalisiert, bevor die Deutschen überhaupt richtig Druck machten.

Die Beispiele lehren: Wer Kundendaten von der Schweiz verlangt, bekommt sie. Die gymnastische Bündner Finanzministerin geht so weit, dass sie sich nicht nur dem internationalen Druck beugt und ausländische Kunden an deren Fiskus verrät. Sie übernimmt die Forderungen der Gegner und wendet sie gegen die eigene Bevölkerung. «Letztlich geht es darum, unsere schweizerischen Steuerbehörden den ausländischen gleichzustellen», erklärte Widmer-Schlumpf am 21. Februar 2010. Es stelle sich die Frage, ob nicht auch «im Inland» die Unterscheidung zwischen Steuerhinterziehung und -betrug aufgehoben werden solle.

Hier zeigt sich das Problem in seiner ganzen Schärfe: Wie will man hart und erfolgreich verhandeln, wenn man die Überzeugungen, Werte und Ziele des Gegenübers im Grunde teilt? «Letztlich geht es darum, unsere schweizerischen Steuerbehörden den ausländischen gleichzustellen»: Der Satz markiert mehr als blosser Kapitulation. Er ist der logische Endpunkt einer fulminanten Anpassungsleistung. Man stellt, nachdem man das Recht gebrochen hat, die Rechtsgleichheit wieder her – auf tieferem Niveau.

---

### Gäbe es einen Preis für politische Elastizität, man müsste ihn der Schweizer Regierung verleihen.

---

Die Vermutung verdichtet sich zur Gewissheit. Die Schweizer Aussenpolitik ist nicht mehr in der Lage, effiziente Verteidigungslinien aufzuziehen und die Bestände zu verteidigen, die jahrzehntelang als unantastbar galten. Souveränität, Neutralität, Föderalismus, tiefe Steuern: Die Säulen des direkt demokratischen und bürgernahen Landes werden abgefragt. Weniger von aussen als von innen.

Wie ist es dazu gekommen? Warum ist die Schweiz zur Duckmäuser-Nation geworden?

Das Phänomen ist einigermaßen neu. Politische Erklärungen bieten sich an: Die Schweizerische Volkspartei (SVP), die am entschiedensten die Souveränitätsrechte verteidigt, ist im Bundesrat untervertreten. Mitte-links hat die letzten Wahlen gewonnen und gibt in Bern den Ton an. Dem verstärkten Druck von Grossstaaten wie den USA oder Deutschland, die ihre Bürger und deren Vermögen nicht zu binden vermögen, sowie von internationalen Organisationen wie der OECD oder der G-20 setzen diese Kreise wenig bis nichts entgegen. Und nach der Bankenkrise haben die Geldinstitute, teils selbstverschuldet, keine Stimme mehr und kaum Verbündete in der Politik.



*Vermisst Klarheit:* Ex-Botschafter Jäggi, 1997.

Darüber hinaus gibt es tieferliegende Ursachen, die einerseits auf äussere Umstände, andererseits auf einen inneren Wandel zurückgehen. Jahrzehntlang war die Schweiz auf aussenpolitischem Parkett für ihre diskreten, unaufdringlichen Guten Dienste bekannt. Im Schatten der Grossmächte und der beiden Blöcke hatte der neutrale Kleinstaat eine klar umrissene Nischenposition, für die er geschätzt und akzeptiert war. Der Umbruch kam mit dem Mauerfall von 1989. Er bewirkte eine tiefe Verunsicherung, die bis heute nicht gewichen ist. «Seither hat die Schweiz ihre aussenpolitische Linie nicht mehr gefunden», sagt Ex-Botschafter Carlo Jäggi. «Wir wissen nicht mehr, was wir wollen. Und vor allem: Der Bundesrat will etwas anderes als das Volk.»

Das zeigte sich nirgends so deutlich wie in der Europafrage. Während die Regierung die EU-Mitgliedschaft zum Ziel erklärte, lehnte die Bevölkerung nur schon den Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) ab, den der legendäre Staatssekretär Franz Blankart ausgehandelt hatte. Es war paradox: Nach dem EWR-Nein drängten Bundesrat und Verwaltung erst recht nach Brüssel. Einen anderen Weg konnten sie sich nicht vorstellen. Damalige Spitzendiplomaten wie Blankart, Staatssekretär Jakob Kellenberger oder der Chef des Integrationsbüros, Bruno Spinner, gingen davon aus, dass die Schweiz vor dem Jahr 2000 der EU beitrete.

Ein Weiteres kam hinzu. Der Sozialdemokrat Pierre Aubert, von 1977 bis 1987 im Amt, lenkte die schweizerische Aussenpolitik in neue Bahnen: weg von der traditionellen Interessenpolitik, hin zu einer moralisch grundierten Fokussierung auf die Betonung und Förderung der «Menschenrechte» in aller Welt. Micheline Calmy-Rey trieb diese Entwicklung auf die Spitze. Die Schweiz begann sich aussenpolitisch aufzudrängen, oft mit moralisierenden Unter- und Obertönen. Ein Beispiel ist die sogenannte Genfer Initiative zur Aussöhnung zwischen Israel und den Palästinensern, welche die Schweiz ohne Rücksprache mit dem wichtigsten Player



USA durchführte. Solche Soloaktionen, dem Credo der «aktiven Neutralität» und der «öffentlichen Diplomatie» geschuldet, sorgten im Ausland für «zunehmendes Misstrauen und Irritationen», wie ein erfahrener Diplomat festhält. Schwankend zwischen Selbstüberschätzung und Selbstzweifeln, habe sich das Land ins Abseits manövriert.

Schuld daran trägt aber nicht nur die SP. Die Bürgerlichen überliessen den Linken das Aussendepartement, weil sie es für unwichtig hielten. Diese Vernachlässigung rächt sich jetzt, da aussenpolitischer Druck kommt.

Müsste man die Ursachen gewichten, wögen die ideologisch-politischen Gründe für die mangelnde Verteidigungsbereitschaft von Bundesrat und Parlament wohl am schwersten. Das wird einem klar, wenn man das hervorragende Buch von Botschafter Paul Widmer über «Die Schweiz als Sonderfall» aufschlägt. Es sei mittlerweile «geradezu verpönt, von einem Sonderfall zu sprechen», schreibt Widmer: «Die aufgeklärten Zeitgenossen mögen derlei gar nicht. Die Schweiz soll sein wie alle andern Staaten, ohne Kanten und Eigenprofil ins europäische Umfeld eingebettet.»

Wer so denkt, weiss nicht mehr, was er den politischen Grossgebilden von der EU bis zu den USA und ihrem steigenden Kontrollbedürfnis entgegensetzen hat. Paul Widmer

kennt die Antwort: Die Raison d'être der Schweiz sei die Freiheit; diese müsse, «um die eigenständige Existenz zu rechtfertigen, höher sein als in den Ländern ringsum».

Der kluge Zwischenruf scheint in Bern nicht gehört zu werden. Der Trend geht in die Gegenrichtung. Man kann die Stichworte beliebig wählen – ob Steuerstreit, Fluglärmdossier, Übernahme von EU-Recht, Ventilklausele oder unzählige völkerrechtliche Abkommen: Die Schweiz macht, was das Ausland von ihr verlangt oder sich von ihr erhofft. Schon in der Auseinandersetzung um die nachrichtenlosen Vermögen Ende der neunziger Jahre demonstrierte die Schweiz, dass sie nachgibt und zahlt, wenn man sie unter Druck setzt. Das Beispiel machte Schule. Und Bundesrat, Verwaltung und Parlament spielen munter mit. Oft gehen sie sogar über die Forderungen des Auslands hinaus. Aktuell etwa bei der Revision des Geldwäschereigesetzes, wo das EJPD Vorschläge einreichte, die die Regulierungen der OECD übertreffen. Hurra, wir geben nach.

Vergangene Woche wurde bekannt, dass neuerdings auch der Europarat in Strassburg die Schweiz attackiert. Er will nicht nur die letzten Reste des Bankgeheimnisses beseitigen, sondern auch europaweit die Unternehmenssteuern «harmonisieren», sprich: die tieferen Steuersätze der Schweiz in fremd-

herrschaftlicher Manier anheben. Der Wettbewerb soll ausgeschaltet werden.

«Es muss wieder einmal gesagt werden: Es ist Teil des souveränen Rechts der Schweiz, ihre Wirtschafts- und Sozialordnung selber zu gestalten. Angriffe anderer Staaten oder Staatengruppen wie OECD oder EU hiergegen können auf der Grundlage des Völkerrechts zurückgewiesen werden: Das völkerrechtliche Interventionsverbot findet seine Grundlage im Prinzip der souveränen Gleichheit der Staaten. Es verbietet die Einmischung in die «inneren Angelegenheiten», die «*domaine réservée*» anderer Staaten. Der Begriff der «inneren Angelegenheiten» umfasst nach allgemeiner Auffassung als einen seiner Kernbereiche die autonome Gestaltung der Wirtschaftsordnung – insbesondere auch des Steuersystems – durch den jeweiligen Staat.»

Mit solchen und ähnlichen Argumenten könnte man den Begehrlichkeiten ruhig und selbstbewusst entgegentreten. Doch sie stammen nicht von einem Schweizer Politiker oder Diplomaten, sondern ausgerechnet von einem deutschen Professor, dem Steuerrechtsexperten Wolfgang Blumers (der sich dazu kürzlich in der NZZ äusserte). Die ironische Pointe illustriert das Problem: Sogar die Verteidigung der schweizerischen Rechtsordnung überlassen wir mittlerweile dem Ausland. ○

## Im Durchschnitt ist jeder pro Jahr 8 Tage krank.

Wir interessieren uns nicht für den Durchschnitt, wir interessieren uns für Sie. Deshalb sind wir mit kostenloser medizinischer Beratung rund um die Uhr für Sie da.

Informieren Sie sich in einer der 120 Agenturen, per Telefon 0844 277 277 oder auf [www.css.ch](http://www.css.ch). **Ganz persönlich.**



# Peer bei den Schweiz-Freunden

Peer Steinbrück eröffnete am Wochenende den SPD-Wahlkampf im deutschen Bundesland Nordrhein-Westfalen. Das grosse Thema: Das Steuerabkommen mit der Schweiz. Steinbrück hielt sich zurück. In Hochform zeigte er sich nur beim Streit mit Passanten. Von Andreas Kunz und Pascal Amos Rest (Bild)



«Kommen Sie mir nicht mit der Schweiz!»: Peer Steinbrück, SPD-Wahlkämpfer im nordrhein-westfälischen Münster.

Das Stichwort genügt: «Die Schweiz? Kommen Sie mir nicht mit der Schweiz! Da bin ich ganz schlecht zu sprechen drauf!» Peer Steinbrück mag nicht über die Schweiz reden. Er dreht sich ab, gibt Autogramme, dann kommt er nochmals zurück und schnauzt: «Fragen Sie mich was anderes. Na los, kommen Sie!»

Der Wunsch wird nicht erhört. Schon die nächste Frage dreht sich erneut um die Schweiz. Wieder und wieder wird er auf den Streit mit dem Nachbarland angesprochen. Das Steuerabkommen ist das wichtigste Thema für die Journalisten – und auch die Leute aus dem Volk, unter das sich Steinbrück am letzten Samstag gemischt hat, fragen ihn ständig nach den Schweizern.

Die SPD hat in Münster zum Wahlkampfauftakt geladen. Es geht um die Macht in Nordrhein-Westfalen (NRW), mit knapp 18 Millionen Einwohnern das bevölkerungs-

reichste Bundesland Deutschlands. «Hier werden die Weichen gestellt für Berlin», heisst es am Stand der Sozialdemokraten in der Altstadt. Als Zugpferd ist Peer Steinbrück geladen. Er führt eine Art Doppel-Wahlkampf, denn für ihn geht es um mehr als die Macht in NRW: Er will seine Kanzlerkandidatur vorbereiten, will Punkte sammeln bei den Wählern und bei seiner Partei, wo der Sendungsbewusste nicht unumstritten ist. Es ist seine Chance, sich engagiert und bürgernah zu zeigen, die Sorgen der Leute zu hören. Sie fragen ihn denn auch nach ihren Renten, den Staatsschulden, nach Mindestlöhnen und Kindertagesstätten. Aber eben, sie wollen von Steinbrück auch etwas zur Schweiz hören, zum «Streit», zum «Krieg» und vor allem zur «Kavallerie», die er einst losreiten lassen wollte. «Satteln Sie denn die Pferde jetzt, wenn das Abkommen platzt, Herr Steinbrück?»

Die grosse Bedeutung der Schweiz ist an diesem Wahlkampftag nicht die einzige Überraschung. Der Besucher aus den Alpen, der sich auf Angriffe, Vorwürfe und Beleidigungen aller Art eingestellt hat, erlebt im hohen Norden unerwartetes Wohlwollen. Das Thema interessiert. Aber Schweizhasser? Von wegen!

## Das Rhinoceros gibt Küsschen

Durch die Fussgängerzone kommt er gelaufen. «Da isser jetzt!», schallt es am SPD-Stand, die Wahlhelfer in ihren roten Pullis springen hoch: «Der Peer!» Von weitem schon ist er zu erkennen. Der Spitzenpolitiker erscheint ohne Bodyguards. Ein paar Kinder begleiten ihn mit Ballons, doch sie kommen kaum nach, denn obwohl er eine halbe Stunde zu früh da ist, schiebt er sich forsch durch die Menge. Das erklärte Lieblingstier des Grossgewachsenen mit dem markanten Kopf ist das Rhinoceros.

Steinbrück schüttelt Hände, gibt Küsschen. Jetzt stehen auch die Passanten still, die ihre Wochenendeinkäufe erledigen und sich bisher kaum für den SPD-Stand interessiert haben. Was nun folgt in der wunderschönen Münsteraner Altstadt, ist deutscher Strassenwahlkampf pur. Während Schweizer Politiker bei ähnlichen Anlässen es kaum wagen, auf die Leute zuzugehen, müssen die Münsteraner vor Steinbrück fast in Schutz genommen werden. Er zieht den Kragen seines Trenchcoats hoch, zeigt auf eine ältere Dame und ruft: «Na, schon klar im Kopf für den 13. Mai?» Er geht auf einen Teenager zu, der sichtlich erschrocken ist, und sagt: «He, du kannst mich auch über die deutsche Fussball-Meisterschaft fragen. Ich weiss alles!» Er knüpft sich einen Mann vor, der den Fehler machte, sich als Nichtwähler zu bezeichnen. «Wenn Sie nicht wählen gehen, werden Sie anschliessend von Leuten regiert, die noch dümmer sind als Sie!», schmettert Steinbrück ihm ins Gesicht.

Rau und ruppig geht es zu und her, und auch die Passanten halten sich nicht zurück. Im Gegenteil: Sie nutzen die Chance, um dem SPD-Star die Meinung zu sagen, und sie tun dies laut und deutsch: «Schämen Sie sich, Herr Steinbrück!», schreit einer. «Wir wollen nicht länger die Zahlmeister sein!», legt er nach. Steinbrück beschwichtigt, der andere brüllt weiter, sie stehen sich jetzt scharf gegenüber, der mögliche Kanzlerkandidat lässt sich zu einem Gockelkampf hinreissen, bis er dann doch die Geduld verliert: «Wenn Sie das nicht mitbekommen haben, dann ist das Ihr Problem, nicht meins!» Steinbrück läuft weg, der andere schreit nach: «Weglaufen, Steinbrück, was!»

### Auf den Euro genau vorgerechnet

Von überallher decken ihn die Leute mit Fragen ein. Steinbrück steht mitten im Pulk, doziert über Finanz- und Wirtschaftspolitik, jongliert mit Zahlen, erzählt Anekdoten aus seiner Regierungszeit, die Leute freuen sich, sie lachen, staunen und sagen: «Nee?», «Ohh!» und «Och, nee?» Einem Hartz-IV-Empfänger rechnet der Finanzexperte auf den Euro genau vor, welche Auswirkungen eine Reform auf seine Rente haben würde. Der 65-jährige Berufspolitiker spricht, wie ihm die norddeutsche Zunge gewachsen ist, wie er es in jahrzehntelangen Wahlkämpfen und Debatten gelernt hat, und er sagt dabei ziemlich oft «Scheisse» oder «Bullshit». Als im Hintergrund eine Trillerpfeife stört, ruft Steinbrück: «Das ist ja ein kolossal wichtiger Beitrag, Sie! Das fordert ja Mut, Sie!»

Auf die vielen Zwischenrufe («Steinbrück weg!» oder «Schweine! Alles Schweine!») geht der Profi nicht ein. Eine Frau mit ungewaschenen Haaren und schlabbrigen Kleidern läuft mitten durch den Pulk, sie reckt die Faust in die Luft, bleibt stehen und skandiert: «Wer hat uns

verraten? – Die Sozialdemokraten! Wer war mit dabei? – Die Grüne Partei!» Die SPD-Anhänger buhen, schreien: «Hau doch ab, du!» oder «Mensch, die Alte!» Steinbrück bleibt ruhig.

Wenn jemand eine Frage stellt, hört der SPD-Hüne zu, er mahlt mit den Zähnen, zieht den Unterkiefer hoch und runter, kann es kaum erwarten zu antworten. Einmal streckt er demonstrativ die Brust raus und ruft in die Runde: «Wo sind die frechen Fragen?», «Na los, nehmen Sie mich in die Mangel!» und «War das schon alles, Sie?» Steinbrück ist um keine Antwort verlegen – nur bei dem einen Stichwort zögert er, er will sich partout nicht auf eine Schweiz-Debatte einlassen, auch die nächste Frage dazu ignoriert er. Warum nur?

Es ist dieses garantierte Funkeln in den Augen, das die Antwort gibt. Kaum hören die Deutschen einen Schweizer Akzent, sind sie hingerissen. Sie strahlen, sie lächeln, eine alte Frau mit Handtasche verdrückt vor Rührung fast eine Träne («Och, ein Schweizer!»). Egal, wen man fragt, sie alle mögen die Schweiz,

### Kaum hören die Deutschen einen Schweizer Akzent, sind sie hingerissen. Sie strahlen.

«lieben» sie sogar und haben «grossen Respekt vor dem schönen Land». Einer entschuldigt sich mit einem Schulterklopper für «die gegenwärtigen Umstände». Willy Landau, 69-jähriges SPD-Mitglied und ehemaliger Raketentechniker der Bundeswehr, sagt: «Ihr dürft das nicht zu ernst nehmen, wenn der Steinbrück was sagt. Er ist halt so, schauen Sie sich ihn doch mal an!»

Landau hofft, dass das Steuerabkommen in der jetzigen Form umgesetzt wird. «Dann wird endlich wieder Ruhe einkehren.» Er bittet um Verständnis: «Bei uns werden dem einfachen Mann die Steuern direkt vom Lohn abgezogen. Wenn die Reichen aber ihr Geld in der Schweiz verstecken können, ist das ungerecht.» Das dürfe nicht sein, da müsse man was machen dagegen, es sollen doch alle Bürger ihre Steuern zahlen müssen, «nicht wahr?»

Steinbrück weiss, dass er mit der Schweiz als Feindbild nicht punktet. Er kann zwar die deutschen Steuersünder anprangern, aber nicht das Land, in das sie ihr Geld gebracht haben. Schon wieder wird er jetzt darauf angesprochen, doch er hält sich erneut zurück. Die Leute machen sich langsam einen Spass daraus, einer ruft: «Grüzi mitenand! Mir hend da nu en Haftbefehl für Sie.» Es ist ein Deutscher, der den Schweizer Dialekt imitiert und Steinbrück damit provozieren will. Alle ausser Steinbrück lachen, doch es klingt nicht spöttisch, sondern liebevoll, wie wenn ein Vater sich über die ersten Sprechversuche seines Kindes freut. Steinbrück zögert erneut, mahlt mit den Zähnen, der Kiefer geht hoch und run-

ter, tausend Sprüche gehen ihm jetzt wohl durch den Kopf. «Die Schweiz, die Schweiz, ich sag's ja», murmelt er. Ein anderer stichelt den Politiker weiter: «Stimmt es, dass man in der Schweiz einen Dokortitel kaufen kann?» Steinbrück lacht jetzt auch, er packt die Chance und weicht aus: «Dokortitel? Kennen Sie den besten Witz im Bundestag? Der erste Gutenberg war der Erfinder der beweglichen Lettern. Der zweite Gutenberg war der Erfinder der beweglichen Textstellen.»

### «Ich kann verhandeln, nicht Schäuble»

Als die TV-Teams von ARD und RTL auftauchen, gibt Steinbrück nach. Es ist Wahlkampf in NRW, die FDP steht vor der Auflösung, die Grünen kämpfen gegen die Piraten, in der SPD geht's um die Kanzlerkandidatur, Merkel muss im Alleingang Europa retten – doch die deutschen Journalisten fragen als Erstes fast ausnahmslos nach der Schweiz. Steinbrück sagt: «Das Bankgeheimnis ist faktisch längst gefallen.» Wie er vorgehen will, wenn das Abkommen scheitert? «Ich werde schon schauen, dass der internationale Druck weiter zunimmt.» Und was ist mit der Kavallerie, Herr Steinbrück? «Ich habe von der Kavallerie nur geredet, die Amis haben sie ausreiten lassen.»

Allmählich fällt die Hemmung, Steinbrück legt nach: «Die Schweizer haben uns mit der Abgeltungssteuer Geld angeboten wie eine goldene Mohrrübe! Doch den Spatz in der Hand, den nehmen wir nicht!» Er ist jetzt der Kanzlerkandidat: «Lassen Sie uns das Kind doch beim Namen nennen: Der Schäuble hat einfach schlecht verhandelt.» Der TV-Journalist erwidert, dass die Schweiz zu keinen weiteren Verhandlungen bereit sei. Steinbrück legt den Kopf nach unten, den Kiefer schnaubend nach vorn, zum Rhinoceros fehlt jetzt nur das Horn. «Ich werde schon schauen, dass es weitere Verhandlungen gibt. Ich kann mit den Schweizern verhandeln, nicht Schäuble.»

Steinbrück erklärt jetzt das Steuerabkommen, springt von einer «Schwachstelle» zur nächsten, kann gar nicht mehr aufhören zu dozieren – bis eine knapp fünfzigjährige Frau mit blonder Dauerwelle vor ihm steht: «Ihr seid ja eine Katastrophe, ihr Schuldenmacher!», schreit sie. «Sie müssen sich ja verlaufen haben hier!» Der Angegriffene ist merklich verdutzt: «Nein, Sie müssen sich verlaufen haben hier!» Die Frau brüllt: «Nein, ich bleibe jetzt!» Steinbrück sagt nur noch: «Och, nee.»

Die alte Dame mit der Handtasche, die vor lauter Rührung über die Schweiz fast geweint hat, kann sich kaum einkriegen vor Lachen. War diese Freude an der Debatte, diese offene Streitkultur schon immer so toll in Deutschland? «Früher gingen sie sich sogar noch an die Gurgel», sagt die Frau. Sie packt den Besucher am Arm und flüstert ihm ins Ohr: «Haben Sie jetzt gesehen, Sie Schweizer, wie man den Steinbrück zum Schweigen bringt?» ○

# Auferstehung eines Totgesagten

Der Thurgauer Rechtsanwalt Hermann Lei hat die fragwürdigen Devisengeschäfte des ehemaligen Nationalbank-Präsidenten Philipp Hildebrand enthüllt. Statt zum Helden wurde er zum Buhmann – und trotzdem wiedergewählt. Ein Hausbesuch. *Von Lucien Scherrer und Gerry Nitsch (Bild)*

Der letzte Sonntag war der erste Tag seit Monaten, an dem sich Hermann Lei entspannt zurücklehnen konnte. Kurz nachdem er im Internet gelesen hatte, dass er als Thurgauer SVP-Grossrat wiedergewählt worden war, schaltete der Rechtsanwalt sein Handy aus und entkorkte eine Flasche Studier Spätburgunder. Der 39-Jährige hatte sich hinter die Grenze ins Allgäu zurückgezogen, weil ihm der Rummel um seine Person zu viel geworden war. Jetzt durfte er die Genugtuung auskosten, dass die Stimmbürger nicht vollendeten, was Medien und Politik seit Monaten betrieben hatten: seine öffentliche Demontage.

Während seine Partei bei den Grossratswahlen eine herbe Schlappe einfuhr und zehn Sitze verlor, wurde Lei in seinem Bezirk Frauenfeld glatt wiedergewählt – obwohl niemand mehr einen Pfifferling auf ihn gegeben hätte. Auch er selbst nicht: «Nur ein Wunder kann mich jetzt noch retten», hatte er vor der Wahl gesagt. Bei seinen Gegnern sorgte das «Wunder» vom letzten Sonntag für lange Gesichter: «Was er getan hat, wird damit nicht besser», sagte der Thurgauer FDP-Präsident und Grossrat Bruno Lüscher, als Leis Name auf dem Monitor des Frauenfelder Wahlzentrums unter den Gewählten auftauchte.

## Als «Manipulator» verunglimpft

Was hat Lei verbrochen? Zusammen mit dem Bankangestellten Reto T., einem Jugendfreund, spielte er SVP-Nationalrat Christoph Blocher im letzten Dezember Kontoauszüge des damaligen Nationalbank-Präsidenten Philipp Hildebrand zu. Dokumente, die den gefeierten Währungshüter als Spekulanten entlarvten, der sich dank seines Insiderwissens bereichert hatte. Nachdem die *Weltwoche* seine Devisengeschäfte publik gemacht hatte, musste Hildebrand am 9. Januar zurücktreten.

Dann geschah Erstaunliches: Während Hildebrand in den Medien zum Opfer einer SVP-Kampagne hochstilisiert und vom Staat mit fast einer Million Franken Abfindung getröstet wurde, traf die Whistleblower der Zorn der Entrüstung. Reto T. brach unter dem psychischen Druck zusammen und verschwand in einer Klinik; Hermann Lei dagegen, der sich ausgerechnet an den «bösen» Blocher gewandt hatte, geriet voll in die Schusslinie. Zeitungen verspotteten ihn als einen erfolglosen Provinzadvokaten und fremdenfeindlichen Polterer, der bloss nach Aufmerksamkeit seitens seines Idols aus Herrliberg gelechzt habe. Seine



«Viele Leute haben mich als Ventil missbraucht»: wiedergewählter SVP-Grossrat Lei.

Beteuerungen, dass es ihm um die Sache gegangen sei – nämlich, einen Missstand aufzudecken –, nahm ihm niemand ab. Endgültig zum Buhmann wurde Lei, als er die Nachricht von Hildebrands Rücktritt vor laufender «10 vor 10»-Kamera mit dem Ausruf: «Ich seich i d Hose!», quittierte. Empörte Bürger beschimpften ihn als «Hosenseicher-Anwalt»; der Thurgauische Anwaltsverband erteilte ihm eine öffentliche Rüge wegen ungebührlichen Verhaltens, und die SP-Fraktion verliess tags darauf demonstrativ den Saal, als Lei im Grossen Rat das Wort ergriff.

Politisch geächtet, kam der Frauenfelder ins Visier der Zürcher Staatsanwaltschaft, die eine Untersuchung wegen Verrats von Geschäftsgeheimnissen und Beihilfe zur Verletzung des Bankgeheimnisses gegen ihn eröffnete. Der Familienvater wurde mehrere Stunden verhört, seine Wohnung und seine Anwaltskanzlei in Weinfelden wurden durchsucht. Später wurde ihm unterstellt, er habe die Bankdaten mit böser Absicht «manipuliert» – weil er mehrere Dokumente zusammengefügt hatte. Sein ehemaliger Freund Reto T. verkündete derweil in der Presse, er habe gar nie an die Öffentlichkeit gehen wollen. Schlagzeile in der Tamedia-Einheitspresse (*Bund und Tages-Anzeiger*): «Lei hat meine Existenz zerstört.»

### Tröstliches Mail vom SP-Politiker

Was mit Lei geschah, interessierte niemanden. Dabei wurde er täglich mit aggressiven Anrufen eingedeckt und fand kaum noch Schlaf. Er fühlte sich isoliert und nur noch von den engsten Freunden und Verwandten getragen. Während Journalisten sein Haus belagerten, wurde in der Bevölkerung hinter seinem Rücken gepochelt. «Man hat ihn spüren lassen, dass er einen Fehler gemacht hat», sagt Leis Partei- und Kantonsratskollege Max Arnold. Als «Fehler» empfindet Arnold Leis Auftritt im Fernsehen: «Im Thurgau kommt so etwas schlecht an.»

Lei selber erklärt seinen «Aufstieg» zur Hassfigur so: «Viele Leute haben mich als Ventil missbraucht, um ihren Frust abzulassen und der SVP eins aufs Dach zu geben.» Er habe versucht, all die Häme und die Verwünschungen nicht persönlich zu nehmen. Doch er wirkt müde und abgekämpft, als hätte er sich aus einer Lawine befreit, die ihn zu ersticken drohte. Mit Reto T. und Blocher hat er keinen Kontakt mehr. Lei versucht, ins normale Leben zurückzukehren. Die meisten Hass-Mails hat er gelöscht – «aus psychohygienischen Gründen». Was er erdulden musste, ist für ihn kein Grund, etwas zu bereuen: «Wenn man auf einen solchen Skandal stösst, darf man doch nicht aufs Maul sitzen.» Das Einzige, was ihn wurmt, ist sein Aussetzer bei «10 vor 10»: Da sei er überrumpelt worden und davon ausgegangen, dass die Sequenz nicht zum Interview gehöre. «Naiv» sei auch gewesen, die Dokumen-

te ausgerechnet der Reizfigur Blocher auszuhändigen. Denn: «Ich hätte nie gedacht, dass die Medien aus dem Fall Hildebrand einen Fall Blocher machen.»

Lei erhielt aber auch Unterstützung. In Frauenfeld klopfen ihm junge Barbesucher auf die Schulter und spendierten ihm ein Bier. Autofahrer hupten, wenn sie ihn auf der Strasse erkannten. Und er bekam tröstliche Mails, auch von politischen Gegnern. So schrieb ihm ein SP-Politiker aus dem Kanton Zürich: «Dass diese Spekulationsspielchen mit Ihrer Hilfe aufgedeckt wurden, erachte ich als sehr mutig und richtig.» Jetzt solle er sich bloss nicht «weich kriegen» lassen. Solche Erlebnisse halfen ihm, den Mut nicht zu verlieren.

Die Rache der Entrüsteten bekam auch Leis Familie zu spüren. «Einige im Dorf haben die Strassenseite gewechselt, wenn sie mich gesehen haben», sagt seine Mutter. Andere hätten mitleidig den Kopf geschüttelt und gesagt: «Ihr seid doch sonst eine anständige Familie!» Die tonangebenden, traditionell freisinnig



Hermann II.: alt FDP-Regierungsrat Lei.

gefärbten Thurgauer Kreise hatten aber schon vor der Affäre Hildebrand über den jungen SVP-Heissporn aus dem Hause Lei die Nase gerümpft. Denn dieses war ursprünglich freisinnig. Leis Grossvater, Hermann I., war ein bekannter Lehrer und Lokalhistoriker. Sein Vater, Hermann II., brachte es für die FDP bis zum Regierungsrat, musste allerdings 2002 wegen der Pleite der Mittelthurgaubahn zurücktreten. Während man Hermann II. bei den Freisinnigen als umsichtigen Politiker ehrt – trotz des Bahndebakels, das Kanton und Bund Millionen kostete –, galt Hermann III. schon bald nach seinem Einzug ins Kantonsparlament (2008) als rotes Tuch. Dies, weil er sich als rest-

riktiver Einbürgerungspolitiker und Minarettgegner profilierte. «Er hat die gute Streitkultur im Rat gestört», sagt FDP-Mann Bruno Lüscher.

Von seiner eigenen Partei sagt Lei, dass sie zu ihm gehalten und ihn unterstützt habe. Doch das ist nur die halbe Wahrheit. Der «junge Wilde» ist in der Thurgauer SVP ein Aussenseiter. Dort mag man es eher bedächtig – und, wie es heisst, «anständig». Die Verwicklung des Rechtsanwalts in die Affäre Hildebrand war der Partei vor den Wahlen peinlich. Die Angst ging um, dass Lei zur Hypothek werde. Eine interne Weisung lautete, die Affäre gegenüber der Presse zu Leis Privatsache zu erklären, die mit der SVP nichts zu tun habe.

In der Grossratsfraktion wurden gar Stimmen laut, man solle Lei absägen – um den Schaden in Grenzen zu halten und die eigene Wiederwahl nicht zu gefährden. So weit wollte die Parteileitung aber nicht gehen, wie Präsident Walter Marty erklärt: «Wir wollten Hermann Lei eine Chance geben, bis der Fall aufgearbeitet ist.» Sprich, man wollte lavieren und niemanden verärgern. Nach dem schlechten Resultat, das die SVP am Sonntag einfuhr, war man sich nicht sicher, wieweit Lei für die Pleite verantwortlich gemacht werden sollte. Denn dieser hatte ja wider Erwarten gewonnen. Grossrätin Verena Herzog rang sich an der Wahlfeier der SVP Frauenfeld zu einem Kompromiss durch: «Er hat die Parteibasis mobilisiert, moderate Sympathisanten aber in die Arme der BDP getrieben.» Unterstützung sieht anders aus.

### Mutige werden bestraft

Inzwischen zweifelt niemand mehr daran, dass sich Nationalbank-Präsident Hildebrand mit seinen Devisengeschäften untragbar gemacht hat. Doch nicht er, sondern Aufdecker Lei muss weiter um seine Ehre kämpfen. Das ist für den Anwalt am schwersten zu ertragen: dass «Recht und Unrecht vertauscht» wurden. Die Gefahr, Ämter und Würde zu verlieren, ist für Lei noch längst nicht gebannt. Auf Druck der SP musste er im Januar bereits seinen Sitz in der grossrätlichen Justizkommission räumen. Die FDP Frauenfeld verlangt zudem seinen Rücktritt als Präsident der örtlichen Einbürgerungskommission. Schwerer wiegt für den Juristen, dass ihm ein Patententzug droht, wenn er wegen Verletzung des Bankgeheimnisses und anderer Vergehen verurteilt wird. Schon bald könnte Anklage gegen ihn erhoben werden. Die jüngsten Urteile in Sachen Whistleblowing lassen nichts Gutes erahnen. So hat das Bundesgericht kürzlich den Schuldspruch gegen zwei ehemalige Mitarbeiterinnen des Zürcher Sozialamtes bestätigt, die zahlreiche Fälle von Sozialmissbrauch aufgedeckt hatten. Denn in der Schweiz herrscht eine seltsame Moral: Wer die Fehler der Mächtigen enthüllt, wird nicht für seinen Mut gefeiert, sondern für seine Frechheit bestraft. ○

# Milde gegen Roma-Täter

Zahlreiche Polizisten kritisieren die *Weltwoche*. Die Berichte über die Kriminalität von Roma-Banden seien untertrieben, die Gewaltbereitschaft werde unterschätzt.

Von Kari Kälin



«Täglich Hunderte Delikte in der Schweiz»: Räumung eines Roma-Lagers in Genf.

Die Empörungswelle ist rund um den Globus gerollt. Sogar die *New York Times* berichtete über die Rassismuskritik an die *Weltwoche*. Das Titelbild zum Artikel über die Kriminalität von Roma-Banden polarisiert grenzüberschreitend. In Österreich, Deutschland und der Schweiz sind Anzeigen eingereicht worden.

Rassismus? Bei der *Weltwoche* haben sich zahlreiche Polizisten gemeldet, die über solche Vorwürfe und die medial hochgeschaukelte Entrüstung nur den Kopf schütteln – und auch die *Weltwoche* nicht mit Kritik verschonen. Sie habe untertrieben, mit den Roma-Banden sei alles viel schlimmer, deren Gewaltbereitschaft werde unterschätzt. Wenn man den Ordnungshütern Anonymität zusichert, schildern sie das ganze Ausmass des Kriminaltourismus, der sich seit dem Wegfall der Grenzkontrollen (Schengen) und der Ausdehnung der Personenfreizügigkeit ausbreite. Jeden Tag würden Roma-Banden in der Schweiz Hunderte Delikte verüben. Wie zum Beispiel in Genf, als die Polizei am letzten Freitag zwei Frauen mit Einbruchswerkzeug ertappte.

## Autos durchbrechen Grenzposten

Nicht länger schweigen mögen Polizisten aus mehreren Deutschschweizer Kantonen. Sie ärgern sich über «die naiven Reaktionen auf das *Weltwoche*-Cover». «Die Leute haben keine

Ahnung, was draussen abläuft. Es ist an der Zeit, dass jemand diese Missstände aufdeckt», sagt ein Beamter – und legt los.

Tagtäglich ermittelt seine Abteilung wegen diverser Roma-Delikte, tagtäglich entsteht allein in diesem Kanton ein Schaden von Zehntausenden von Franken. Es gebe kaum Wohnungseinbrüche, Taschen- und Trickdiebstähle, für die nicht Roma verantwortlich seien.

Der Polizist spricht von Betrügnern, die gutgläubigen Opfern Zehntausende von Franken für angebliche Nierentransplantationen abluchsen. Von lebensgefährlichen Verfolgungsjagden, die sich kriminelle Roma in schrottreifen Autos mit der Polizei liefern, wobei auch Grenzposten durchbrochen werden. Von skrupellosen Gruppen, die als brutale Schlafzimmerräuber Angst und Schrecken verbreiten. Von 10-jährigen Mädchen bis zu 80-jährigen Grossvätern, die sich an den Verbrechen beteiligen.

Generationenübergreifend organisierten die Banden von ihren Camps in Italien und Frankreich die Raubzüge durch die Schweiz. Ihre Mobiltelefone lassen die Minderjährigen bei den Diebestouren eingeschaltet, damit die Eltern sofort den Anwalt einschalten können, wenn sie von der Polizei geschnappt werden. Dass die Öffentlichkeit von diesen Aktivitäten kaum etwas erfährt, hat einen simplen Grund. «Bloss» we-

gen Einbrüchen, Taschen- und Trickdiebstählen verfasst die Polizei längst nicht immer Medienmitteilungen. Die Taten sind offenbar zu banal, als dass es sich lohnte, darüber zu berichten.

## Nach zwei Stunden wieder auf freiem Fuss

In den Polizeikorps macht sich derweil Resignation breit. Die Motivation sinkt. Der Grund ist der freundliche Umgang der Justiz mit den Delinquenten. «Wir rennen den kriminellen Roma jeden Tag hinterher und verhaften sie. Doch dann wird unser Antrag auf Untersuchungshaft abgelehnt. Nach zwei Stunden sind Täter, die oft vorbestraft sind, wieder auf freiem Fuss», ergänzt ein weiterer Polizist. Zahlreiche Delikte werden von Minderjährigen begangen. Sie profitieren vom milden Jugendstrafrecht. Mehr als ein Verweis droht ihnen kaum. Darin wird den Tätern lediglich erklärt, dass ihr Verhalten gesetzeswidrig war und der Jugendanwalt keine weiteren Delikte erwartet. Es handelt sich um eine «förmliche Missbilligung» der Tat, heisst es im Jugendstrafrecht. «Die Täter lachen. Einen Verweis empfinden sie nicht als Strafe. Die Jugendanwaltschaft erkennt den Ernst der Lage nicht. Sie müsste die jungen Delinquenten in Untersuchungshaft stecken», sagt er.

Doch das geschehe nicht, obwohl das Gesetz dies zulasse. Mit fatalen Folgen. Bei den Roma hat es sich herumgesprochen, dass die Schweiz jugendliche Täter nicht hart anpackt. Sie machen daraus keinen Hehl. «Die Minderjährigen sagen uns: <Wo passiert uns so wenig wie in der Schweiz? In welchem Land gibt es so viel zu holen wie in der Schweiz? Also gehen wir dorthin>», so der Polizist. Damit sei der Krieg gegen die alltägliche Kriminalität verloren.

Der Mann kritisiert einen weiteren Punkt der öffentlichen Wahrnehmung: Dass die Roma-Kinder, die für Diebestouren in die Schweiz geschickt würden, vor allem Opfer seien, stimme nur bedingt. «Sie geben daheim nur einen Teil der Beute ab und wirtschaften den Rest in die eigene Tasche.» Werden sie festgenommen, beschimpfen sie die Polizisten nicht selten als Rassisten. Hitler-Vergleiche gehen leicht von den Lippen.

Die neue Strafprozessordnung erschwert die Arbeit der Polizisten. Sie hat ihnen zusätzlichen Papierkram mit neuen Formularen aufgebürdet. So viel, dass sie manchmal wegschauen, wenn sie verdächtige Personen entdecken. Man wisse ja im Voraus, dass sie in wenigen Stunden wieder auf freiem Fuss seien. Der Rechtsstaat kapituliert. ○



Offener Brief

## Liebe Sibylle Berg

Die in der Schweiz lebende deutsche Schriftstellerin bezeichnet die *Weltwoche* auf Twitter als «neuen *Stürmer*». Eine Antwort.

Wir kennen uns seit vielen Jahren. Du bist Deutsche, lebst aber seit langer Zeit in der Schweiz und bist bestens vertraut mit meinem publizistischen Schaffen. Wir haben über die Jahre immer wieder zusammengearbeitet und kennen uns auch privat. Du hast unmittelbar nach Veröffentlichung unserer Titelgeschichte über kriminelle Roma-Banden und den Missbrauch von Roma-Kindern für Verbrechen in der Schweiz auf Twitter die *Weltwoche* als «neuen *Stürmer*» bezeichnet.

Ich habe Dir daraufhin einen Brief geschrieben, in dem ich Dich bat, diese verleumderische und kreditschädigende Aussage schriftlich zurückzunehmen. Du hast mir nicht geantwortet, dafür erhielt ich ein Schreiben Deines Berliner Medienanwalts Prof. Dr. Christian Schertz, der nicht nur mein Begehren an Dich zurückwies, sondern gleichzeitig erklärte, die Bezeichnung «neuer *Stürmer*» für die *Weltwoche* sei «rechtmässig» und stelle sich als «zulässige Bewertung des von Ihnen verantworteten Blattes» dar.

Prof. Dr. Schertz hat, wie ich auf seiner Website nachlese, Lehraufträge an deutschen Universitäten. Er gilt als Kapazität. Meinen Brief an Dich und Schertz' Schreiben an mich hast Du gleich an die *Süddeutsche Zeitung* in München weitergereicht, die den *Stürmer*-Vorwurf ebenfalls in Ordnung fand.

Für alle Schweizer, die sich – anders als die Deutschen – in der Geschichte des deutschen Nationalsozialismus nicht so gut auskennen, möchte ich kurz darlegen, was *Der Stürmer* war. Es handelte sich hier um ein antisemitisches Propagandaorgan des engen Hitler-Vertrauten und Nürnberger «Gauleiters» Julius Streicher, der als Herausgeber wirkte.

Der renommierte Hitler-Biograf Joachim Fest bezeichnete Streicher «als Wortführer eines pornographischen Lumpenantisemitismus», der «besessen schien von wüsten Phantasien über Ritualmorde, Judenbrunst, Weltverschwörung, Blutschande und jener alles beherrschenden Zwangsvorstellung von schwarzbehaarten geiligen Teufeln, keuchend über unschuldigem, arischem Frauenfleisch». Fests Historikerkollege Hans-Ulrich Wehler sprach von «pornographischem Primitivantisemitismus».

Das ist nicht übertrieben. *Der Stürmer* war das schändlichste Hetzblatt der abendländischen Pressegeschichte und wurde zwischen durch sogar von den Nationalsozialisten ver-

boten, weil sie Streicher zu extrem fanden. Gemäss dem auch Dir zugänglichen Onlinelexikon Wikipedia vertrat Streichers *Stürmer* unter anderem die geistesranke «Imprägnationstheorie», wonach deutsche Frauen, wenn sie einmal Geschlechtsverkehr mit einem Juden hatten, nie mehr in der Lage sein würden, «arische Kinder» auf die Welt zu bringen.

Liebe Sibylle: *Der Stürmer* erging sich in widerwärtigen Schilderungen erfundener Vergewaltigungen, sprach von «Rassenschande» und forderte die Todesstrafe in solchen Fällen. Typische *Stürmer*-Titelzeilen lauteten: «Hungernde deutsche Mädchen in den Klauen geiler Judenböcke», «Das geschächtete Polen-Mädchen» oder «Jüdisches Menschen-schlachthaus in Leningrad». Ziel dieser mör-



«Zulässige Bewertung»: Autorin Berg.

derischen Gossenpublizistik war explizit die «Vernichtung» der Juden, wie sie später die Nazis tatsächlich vollzogen. Am Ende des Zweiten Weltkriegs wurde Herausgeber Streicher, der Synagogen abreissen liess und zu Pogromen anstiftete, in den Nürnberger Prozessen zum Tod verurteilt und gehenkt.

Liebe Sibylle, ich kenne Dich als originelle Autorin und provokationsfreudige Publizistin. Ich stelle mich jeder Kritik und habe auch nichts dagegen, wenn Du es ablehnst, dass die *Weltwoche* über die Kriminalität osteuropäischer Roma-Clans und den Missbrauch ihrer Kinder für Verbrechen in der Schweiz berichtet. Wir können auch gerne darüber diskutieren, warum wir das dokumentarische Symbolbild eines verwahrlosten, mit einer Softgun spielenden Roma-Buben verwendet haben,

um den skandalösen Missbrauch von Kindern für Kriminalität darzustellen.

Kritik ist hochwillkommen, aber mir fehlt jedes Verständnis für Deine Gleichsetzung. Die *Weltwoche* ist Schweizer Grundwerten verpflichtet: direkte Demokratie, Freiheit und Rechtsstaat. Sie setzt sich dafür ein, dass Missstände aufgedeckt und behoben werden. Für das antisemitische deutsche Mordblatt *Der Stürmer* gab und gibt es in der Schweiz kein Pendant. Du weisst, dass dies eine dummdreiste, ja böswillige Unterstellung ist, die nicht nur unsere Leser beleidigt, sondern auch eine fürchterliche Verharmlosung der im *Stürmer* ausdrücklich geforderten und in Deutschland umgesetzten Verbrechen bedeutet.

Nein, ich bin nicht der Meinung, dass man den Deutschen bis in alle Ewigkeit die Gräueltaten des Hitler-Regimes vorwerfen soll. Vielleicht rührt die heutige Neigung einiger Deutscher, überall Antisemiten, Rechtsextreme und Nazis aufzuspüren, auch von der verständlichen Sehnsucht her, sich endlich von den Anschuldigungen zu entlasten, die man immer noch zu hören bekommt. Wer einen anderen moralisch verunglimpft, steht automatisch moralisch überlegen da.

Liebe Sibylle, ich halte Dir zugute, dass Dir als temperamentvoller Kolumnistin beim Twittern über die *Weltwoche* ein paar Sicherungen durchbrannten. Ich unterstelle Dir nicht, dass Du mit Deinem *Stürmer*-Vergleich die Verbrechen der Nazis verharmlosen wolltest, auch wenn Du es natürlich tust.

Deinem hochdekorierten Medienanwalt Prof. Dr. Schertz kannst Du ausrichten, dass ich mich über die Vergabekriterien deutscher Professorentitel wundere, wenn damit auch Lehrkräfte ausgestattet werden, die es eine «zulässige Bewertung» finden, dass eine urdemokratische Schweizer Zeitung wie die *Weltwoche* auf die gleiche Stufe gestellt wird wie ein antidemokratisches deutsches Naziblatt, dessen Herausgeber am Galgen endete, weil er zum Völkermord an den Juden aufrief und damit in Deutschland (nicht in der Schweiz) erstaunlich hohe Auflagen erzielte.

Liebe Sibylle, wenn Du nur einen Funken jener historischen Sensibilität hast, die Du mir absprichst, würdest Du Deine unsägliche Gleichsetzung zurücknehmen.

Mit freundlichen Grüssen  
Roger Köppel

# Treibjagden im Netz

**Drohungen gegen Andersdenkende, Mobbing gegen Mitschüler, «Shitstorms» gegen Unternehmen – in der Anonymität des Internets fallen alle Hemmungen. Im Cyberspace herrscht soziale Tyrannei.**  
*Von Christoph Landolt*

Wenn Andrea Greuter nach drei Stunden ihren Computer abschaltet, hat sie Hunderte von Leserkommentaren gesichtet und bewertet. Wie viele davon ehrverletzend, diskriminierend oder zu unsachlich sind, als dass man sie auf Tagesanzeiger.ch veröffentlichen könnte, hat sie nie genau gezählt. Keine Chance hat an diesem Morgen der Beitrag zu einem Polizei-Artikel («Eigentlich sollte man mit einer Pump-Action rumfahren, um das Problem mit den Ordnungshütern vor Ort und Stelle zu lösen»). Etwas länger überlegt Greuter, was sie mit dem Kommentar «Es lebe der altherwürdige Bundesrat GUSCHPAING. Von welcher Partei ist der schon? Von der Krankenkassen-Lobby!!!» tun soll, der zu einem Artikel über Gesundheitskosten eingegangen ist: aufschalten oder löschen? Sie entscheidet sich für Löschen, weil der Name von alt Bundesrat Couchepin bewusst falsch geschrieben worden ist.

Manchmal, sagt Greuter, sei sie schon froh, wenn sie ihre Schicht beendet habe. Früher dauerte ein Einsatz vier Stunden. Doch Greuter und ihre Kollegen übersahen gegen Ende der Schicht zu viele Leserkommentare, die den Richtlinien von Tagesanzeiger.ch widersprachen. Deshalb übernimmt Albert Kessler nun bereits nach drei Stunden. Die Redaktion hat einen Artikel veröffentlicht («Blocher rechnet mit seinen Kritikern ab»), der haufenweise ehrverletzende Beiträge provoziert. Was Kessler rausfiltern muss, ist nicht druckreif. «Wenn es um Blocher und die EU geht, darf ich mehr als die Hälfte der Kommentare nicht mehr durchlassen.» Doch nicht nur bei Reizthemen wie SVP, Deutsche, SRG oder SBB, auch bei harmlosen Porträts aus dem Lokalteil erreiche die Diskussion oft nicht einmal Stammtischniveau, sagt Kessler. «Es scheint hauptsächlich darum zu gehen, die eigene Meinung als alleinseligmachende Wahrheit zu verkaufen.»

Die wenigsten Beiträge, die bei Tagesanzeiger.ch oder der Konkurrenz *Blick*, *20 Minuten* und *NZZ* veröffentlicht werden, würden es als Leserbrief in die gedruckte Ausgabe schaffen.



*Tod nach der Sendung:* TV-Kandidatin Börner.

Obwohl die Verlage einen grossen Aufwand betreiben, um Diffamierendes von ihren Seiten zu verbannen, bleibt der Ton zweifelhaft: Statt Debatte und Diskussionskultur dominieren Pöbeleien und Geschrei. In der Kommunikationswissenschaft spricht man von einem Nivellierungseffekt, wenn anonym kommuniziert wird. Soziale Hemmungen, Kontrolle und Hürden würden dadurch abgebaut. Besonders arg geht es ausserhalb des geschützten Rahmens der News-Seiten zu und her, in der freien Online-Wildbahn von Chats, Foren und Social Media.

Letzte Woche hat die deutsche Sekretärin Claudia Börner das Gelächter aus dem Netz nicht mehr ertragen. Die 32-Jährige hat sich drei Tage nach dem letzten Dreh für die Reality-TV-Show «Das perfekte Dinner» in ihrer Küche vergast. In der Sendung hatte Börner

## Statt Debatte und Diskussionskultur dominieren Pöbeleien und Geschrei.

fehlendes Fachwissen offenbart. Mit einer derartigen Welle an boshafte Kommentaren hatte sie indes nicht gerechnet. Ihre verzweifelten Versuche, sich auf der Facebook-Seite von «Das perfekte Dinner» gegen die schimpfenden und höhennenden Zuschauer zu verteidigen, wirken erschütternd: «Meine Güte, nur weil ich nicht so viel über Essen weiss, heisst das doch nicht, dass ich blöd bin.» Darauf antwortete eine Renate B.: «Hallo Claudia, natürlich hast du nichts in der Birne. Sieht und hört man ja. Mehr blamieren geht nicht!!!»

Der 18-jährige US-Student Tyler Clementi hat die Aufmerksamkeit der Kameras nie gesucht. Er war von seinem Zimmerkollegen an der Rutgers University in New Jersey bei einem Treffen mit seinem Liebespartner heimlich gefilmt worden. Dieser prahlte auf Twitter mit seinen Aufnahmen und kündigte öffentlich an, wann das nächste Date Clementis stattfinden werde («Ich fordere euch auf, mit mir zwischen 21.30 Uhr und 24 Uhr ein Video zu sehen.



*Es hörte nicht mehr auf:* Opfer Halligan, 14.

Ja, es passiert wieder»). Zwei Tage später sprang Clementi in den Tod.

## Gelächter wird konserviert

Dass die beiden Cyber-Mobbingopfer keinen anderen Ausweg mehr sahen, hat viel mit der Mechanik des Internets zu tun. Im Netz erreicht Gelächter nicht nur die unmittelbaren Zuhörer, sondern potenziell jeden – auch das Opfer selbst sowie dessen privates Umfeld. Die Multiplikatorwirkung von sozialen Netzwerken sorgt dafür, dass der Kreis der Empfänger auch tatsächlich ausgeweitet wird. Und die Spuren lassen sich nie mehr richtig aus dem Netz tilgen und bleiben jahrelang auffindbar.

Die Verrohung der Sitten gilt im virtuellen Raum als normal; vernichtende, auf die Person abzielende Kritik ist die Regel. Schüler am Oberstufenzentrum Buechenwald in Gossau SG haben eine Facebook-Gruppe «Wir hassen Frau Fischer» (Name geändert) gegründet. Unter den knapp fünfzehn Gruppenmitgliedern waren auch Schüler anderer Schulhäuser. Ein halbes Jahr nachdem die Lehrerin ihre Stelle gekündigt hatte, erfuhr Schulleiter Thomas Eberle davon, informierte die Eltern und stellte die Schüler zur Rede. Erschreckend sei gewesen, dass sie sich dabei gar nicht viel gedacht hätten, sagt Eberle. «Sie haben gesagt, sie seien einfach mal beigetreten. Einige wussten gar nicht mehr, dass sie Mitglied der «Hass-Gruppe» sind.»

Konsequenzen haben die Beschimpfungen für den meist anonymen Mob selten. «Die Leute halten das Internet für einen rechtsfreien Raum», sagt Social-Media-Experte Thomas Hutter. Sie würden ihren Instinkten freien Lauf lassen, ohne Rücksicht auf die Gefühle anderer. Das Netz sei aber Teil der realen Welt, die irdischen Gesetze gälten auch im Cyberspace.

Einer, der sich vom Pöbel nicht einschüchtern lassen wollte, ist der St. Galler Jurist Alex Keller. Als Anwohner des Kulturlokals «Kugl», der gegen die permanenten Nachtruhestörungen geklagt hatte, zog Keller den Zorn der





Heimlich gefilmt: Student Clementi.



«Wahrheit geht im Getöse unter»: SVP-Frau Rickli.



Erstattete Anzeige: Jurist Keller.

Partygänger auf sich. Auf Facebook musste er lesen, dass er als «Seckel» und «truurige Mensch» bezeichnet worden war. Als dann auch noch Drohungen dazu kamen und ein anonymer User die Adresse seiner Familie publizierte, erstattete Keller Anzeige. Im Dezember 2010 bestrafte das St. Galler Verwaltungsgericht drei Personen mit bedingten Geldbussen.

Es ist ein Präzedenzfall für die Schweiz. Normalerweise klagen Opfer von Cyber-Mobbing nicht. Sie fürchten die Reaktion des Online-Pöbels. Es gilt: Wer sich wehrt, muss mit Nachtreten rechnen. Wenn das Opfer ein Lebenszeichen gibt, wird der Schneeball aus dem Hinterhalt erst recht zu einer Lawine. Dies musste auch SVP-Nationalrätin Natalie Rickli erfahren, die mit ihren Wählern rege via Social-Media-Kanäle kommuniziert. Rickli ist sich ihrer polarisierenden Wirkung bewusst, an Negativreaktionen hat sie sich gewöhnt. Wie hasserfüllt die Reaktionen waren, die auf Medienberichte über ihre Nicht- und Dennoch-Wahl in den Fraktionsvorstand der SVP folgten, erschreckten aber auch sie.

Als die Medien mit Details über einen vermeintlichen Putsch gefüttert wurden, verlor Rickli für einen Moment die Beherrschung. Das Verhalten des anonymen Fraktionskollegen geisselte sie auf Facebook als «krank». Daraufhin hagelte es vernichtende Mails, Facebook-Nachrichten, Tweets. Unbekannte eröffneten einen Twitter-Account @NatalieZickli. Als die Winterthurerin dann auch noch Hasskommentare von ihrer Facebook-Seite löschte, wütete der anonyme Mob erst recht. Gegner bombardierten Ricklis Website so lange, bis sie unter der Last zusammenbrach. «Am schlimmsten ist, dass man nichts mehr richtigstellen kann», sagt Rickli heute, drei Monate später. «Die Wahrheit geht im Getöse unter.»

Eine solche Welle von Beschimpfungen nennt sich Shitstorm. Im Februar wurde das Wort zum Anglizismus des Jahres 2011 gewählt. Shitstorms sind gezielte Angriffe auf die Reputation. Durch den Multiplikator-Effekt von Facebook oder Twitter steigt der Kreis

der Personen, die von einer Treibjagd erfahren, exponentiell und lädt sie dazu ein mitzuhetzen. Wie auf dem Pausenplatz sind auch im Internet Zuschauer, die dem Niedergestreckten gerne auch noch einen Tritt verpassen, nie weit. Und so wie ein realer Lynch-Mob meist einen Anführer kennt, kommt auch der Shitstorm selten ohne eine Person aus, die ihn mit Vorsatz auslöst.

Im Fokus einer solch inszenierten Empörungskampagne standen im Herbst der Telekom-Anbieter Sunrise und die Outdoor-Marke Mammüt. Ihre Logos tauchten auf einer Liste des Wirtschaftsdachverbands Economiesuisse auf, der sich gegen das verschärfte CO<sub>2</sub>-Gesetz wandte. Andreas Freimüller von der Lobby-Firma Kampagnenforum mobilisierte Facebook-Freunde aus dem links-grünen Um-

### Normalerweise klagen Opfer von Cyber-Mobbing nicht. Sie fürchten die Reaktion im Internet.

feld – mit Erfolg. Es hagelte Protestmails, Beschimpfungen und Boykottaufrufe, die Medienberichte nach sich zogen. Beide Firmen kapitulierten nach kurzer Zeit und liessen sich von der Economiesuisse-Liste streichen. Vom digitalen Mob ernteten sie Triumphgeheul. Der nächste Shitstorm aus der gleichen Ecke, eine Kampagne gegen den Rohstoffkonzern Glencore, braut sich momentan bereits zusammen.

#### Alle müssen Spuren

Das Netz ist ein Segen. Es lässt Informationen fließen, macht neue Kommunikationsformen möglich, bringt Leute zusammen. Dass es sich der Kontrolle von Regierungen weitgehend entzieht, hat Revolutionen begünstigt. Doch wenn jeder sein eigenes Massenmedium ist, kann auch jeder eine Medienkampagne starten. Marc Goldoni, Cyber-Mobbing-Spezialist bei Pro Juventute, sagt, der Konformitätsdruck unter den Jugendlichen habe durch Smartphone und Internet «extrem zugenom-

men». Zu den Jugendlichen, die bereits Opfer von Cyber-Mobbing geworden seien, gehörten gerade jene, die sich auch im realen Leben nicht gut behaupten können.

So war es auch bei Ryan Halligan, einem 14-Jährigen aus Vermont. Als er sich 2003 erhängte, wurde eine breite Öffentlichkeit erstmals auf die Kultur der Erbarmungslosigkeit aufmerksam, die im Netz herrscht. Halligans Martyrium hörte nach der Schule nicht auf, über einen Instant-Messenger (Facebook gab es noch nicht) wurde er von Mitschülern als schwul beschimpft. Selbst eine Online-Freundin erfand die Mitschüler für den sensiblen Jungen. Cyber-Mobbing hat in den letzten Jahren zugenommen. Gemäss einer Waadtländer Studie kommt es immer wieder vor, dass Schüler in der Badehose duschen – aus Angst vor den Kollegen, die Handy-Videos auf Youtube stellen.

Es ist nicht davon auszugehen, dass John Stuart Mill beim Schreiben seines Hauptwerks «On Liberty» an das Internet dachte. Stellenweise liest sich seine 150 Jahre alte Schrift jedoch wie eine Ermahnung an die Nachwelt. Mill warnte vor der sozialen Tyrannei der Gesellschaft, die wirkungsvoller als politische Unterdrückung sei. «Sie bietet zwar für gewöhnlich nicht die äussersten Strafmittel auf, aber sie lässt weniger Wege zum Entkommen, sie dringt viel tiefer in die Einzelheiten des Lebens und verklavt die Seele selbst.» Man müsse sich vor der Tyrannei der herrschenden Meinung schützen, mahnte Mill. Mit dem Internet, das dank Smartphone und Tablet immer und überall ist, funktioniert die soziale Tyrannei effizient wie nie zuvor.

Das deutsche *Handelsblatt* will Kommentarschreiber, die ihren Namen nennen, künftig bevorzugen. «Das Internet zu Beginn des Jahres 2012», fassten die Autoren eine entsprechende Ankündigung zusammen, «ist eine wahnsinnige Erfolgsgeschichte, aber auch eine Geschichte des grassierenden Wahnsinns.» Das Netz sei erwachsen geworden, aber einige derjenigen, die es mit Inhalten füllten, seien pubertär geblieben. ○

# Ego-Mamas

Mütter sollten mehr Karriere machen, fordern zwei Journalistinnen in ihrem Buch. Für sie ist klar: Auch wer Kinder hat, soll auf nichts verzichten. Ehrgeiz und Eigensinn stehen im Vordergrund, nicht aber die Kinder. *Von Daniela Niederberger*

Warum machen Mütter keine Karriere? Diese Frage stellen sich zwei Journalistinnen in ihrem Buch «Macho-Mamas». Nicole Althaus und Michèle Binswanger haben zusammen den vielgelesenen «Mamablog» betrieben auf dem Internetportal Newsnet.

Das Buch beginnt so: Den «modernen Frauen stehen nicht mehr die Männer im Weg, sondern der gefühlte oder eingelöste Kinderwunsch. [...] Während kinderlose Frauen heute genauso Karriere machen können wie kinderlose Männer, gelingt das den Müttern praktisch nicht. Es ist eine ernüchternde Erkenntnis: Wir Frauen der Generation Golf studierten und arbeiteten, wir verdienten Geld und Titel, wir schliefen, wo und mit wem wir wollten, wir verhüteten und trieben ab. [...] Dann wurden wir Mütter. Und mit einem Schlag glich unser Alltag demjenigen unserer Grossmütter.»

Zuerst erzählen sie «die Geschichte zweier Frauen, die einen Traum hatten, aber sonst wenig gemein». Die eine wuchs in einem Einfamilienhaus auf, die andere in einer Vorstadtsiedlung. Beide wollten selbständig und frei sein. An beiden Orten «brachte Papa die Kohle nach Hause und Mama die Einkaufstaschen». Dreissig Jahre später hatten beide Frauen selber Kinder und interessante Jobs. «Sie arbeiteten viel und ernteten dafür Anerkennung.» Sie wurden Journalistinnen des Jahres 2010 und gerieten sich in die Haare darüber, wessen Verdienst das war. «Der Zwist, den sie ausfochten, steht am Anfang, weil er den Macho in den Mamas geweckt hat und gleich das erste der Märchen entsorgt, mit denen dieses Buch aufräumen will: das Märchen von der Frau, der Harmonie über alles geht, vor allem über ihre Karriere.»

Die «Karrieremütter» porträtieren sich im Buch so: «Sie – Michèle Binswanger – hatte bis zu den ersten Wehen gearbeitet und hatte kurz nach der Geburt wieder am Schreibtisch gesessen. [...] Sie wollte ein Leben, wie ein Mann es hat, oder zumindest, dass sich ihr Leben wie das eines Manns anfühlt.» Wie ein Mann nahm sie Arbeit aus dem Büro nach Hause. Dort «herzte sie ihre schreienden Kinder» und muss sich zusammennemen, «um den simultan erzählten Geschichten zu lauschen. Und die Fragen zu beantworten, die sich im Laufe des Tages an die Adresse der abwesenden Mutter ergeben hatten.» Es wurde das Abendessen «durchgezogen», die Kinder wurden ge-

waschen und «besungen», um dann, sobald das Licht im Kinderzimmer gelöscht war, die Schreibtischlampe anzuknippen. Dort erreicht sie eines Abends ein Anruf aus dem Fernsehen, ob sie an einer Diskussionsendung zum Thema Elternsein teilnehmen wolle. Und ob!

Die andere (Nicole Althaus) beschreibt, wie sie an diesem Freitagabend – «die Kollegen

---

**Das Hirn ist «reduziert auf den Instinkt, das Baby achtmal täglich anzusetzen».**

---

hatten sich ins Wochenende verabschiedet» –, allein im Grossraumbüro sitzt und im Internet auf der Suche ist nach Themen. «Die Macho-Mama schlüpfte aus ihren Schuhen, streckte die Zehen und legte ihre Beine auf den Schreibtisch. Vielleicht konnte sie ihre Themen ja erst am Sonntagabend aufbereiten? Endlich das Wochenende mit Mann und Kindern verbringen, die sie ohnehin viel zu selten sah?» Sie checkte auf Facebook ihre Statusmeldungen und war fassungslos: Die andere war vom Fernsehen eingeladen! «So lange hatte sie für ihren Erfolg gearbeitet, und jetzt rannte die andere los, diese Schlampe.»

**«Zur Arbeitslosigkeit verdammt»**

Leider ist es nach diesem Einstieg fertig mit der spannenden Lektüre. Es geht in vielen Worten und immer neuen Formulierungen um den Schock, Mutter geworden zu sein. Wie man eben noch als «Alpha-Mädchen» mit allen Optionen ausgestattet war, gearbeitet habe wie Männer und «auf Manolo-Blahnik-Stiletto» dahergestöckelt sei. Mal ehrlich, wie viele Journalistinnen stöckeln auf Manolos durch die Gegend?

Und jetzt das: «Niemand hatte ihr erzählt, wie es sich anfühlt, am Montag im Büro mitzumischen, am Dienstag in den Wehen zu liegen, am Mittwoch zu gebären und am Freitag allein zu Hause zu sitzen. In der Babypause hatte sie plötzlich Pause von allem.»

Es ist eine Zäsur, keine Frage. Aber hat man nicht auch etwas Wunderbares gewonnen? Offenbar nicht. «Macho-Mama ist am Ende. Sie sitzt auf dem Boden, ihre Binde ist voller Wochenfluss, im Bettchen vor ihr wimmert das Baby und verlangt nach ihren wunden Brüsten.» In der Woche sieben post partum ist nichts, wie es war. Das Hirn ist «zur Arbeits-



*Der Schock, Mutter geworden zu sein:* Autorinnen

losigkeit verdammt, reduziert auf den Instinkt, das Baby achtmal täglich anzusetzen».

Das ganze Buch dreht sich um den einen Gedanken: Mütter können nicht weitermachen wie Väter. Sie müssen gebären, sie müssen bei den Kindern sein, sie können nicht auf Geschäftsreise oder zum Feierabendbier. «Kinderchen», möchte man den beiden sagen, «es ist banal: Man kann nicht alles haben im Leben.» Verzicht, so altmodisch es klingt, gehört dazu. Was wäre das für eine Mutter, die tagsüber ins Büro geht und am Abend lieber mit Freunden eins trinkt, als dem Kind Geschichten zu erzählen?

Der Untertitel zum Buch lautet: «Warum Mütter im Job mehr wollen sollen.» Doch warum sollen sie müssen? Es gibt Mütter, die gerne bei den Kindern sind, die gerne zuhören, wenn die Kleinen aufgeregt berichten, was sie im Kindergarten erlebt haben. Die ger-



Binswanger (l.) und Althaus.

ne am Mittag kochen. Und dies nicht, weil sie einem herbeifabulierten «Mutterkult» aufgehockt sind, sondern weil sie ihre Kinder lieben und wissen, was sie brauchen. Genauso falsch ist die Behauptung, die Frau müsse wählen zwischen Uterus und Hirn. Wer sagt denn so was? Es steht einer Mutter frei, während das Baby schläft, den *Spiegel* oder den *New Yorker* zu lesen oder abends ein intelligentes Buch. Wer aber ganz und gar das Leben eines Mannes führen will, der sollte besser keine Kinder haben.

Wo ist also das Problem? Frauen müssen eben gerade nicht wählen zwischen Mutterschaft und Arbeit. Zum Glück nicht mehr, das ist ein Verdienst der Emanzipation. Der grösste Teil der Mütter in der Schweiz arbeitet, wie die Autorinnen selber schreiben. Nur handelt es sich um Teilzeitstellen, und die mögen die beiden nicht so. Weil man mit einem Vierzig-

Prozent-Pensum kaum Karriere machen kann. Doch: Können die Mütter nicht Karriere machen, oder wollen sie nicht? Karriere bedeutet lange Arbeitstage, Reisen, Wochenendarbeit. Gute Gründe, davon abzusehen. Eine «Machomama» (besser: «Ego-Mama») stellt selber fest, sie sehe ihre Kinder viel zu wenig.

«Das Problem liegt auch bei den Frauen», sagt Michèle Binswanger. «Das schlechte Gewissen, das Hadern mit sich selber. Das war bei mir genauso. Frauen lassen sich leicht fertigmachen durch den Druck von aussen.»

### Mutterschaft als Behinderung

Das schlechte Gewissen ist also das Problem. Und woher kommt es? Die Autorinnen behaupten, es werde den Frauen eingeredet. Ist das möglich? Handelt es sich beim Gewissen nicht um eine unabhängige innere Instanz, die einem zuverlässig anzeigt, wenn man

etwas tut, was anderen schadet? Umgekehrt gilt: Wer sicher ist, dass er nichts Schlechtes tut, der hat kein schlechtes Gewissen.

Absurd wird es, wenn die beiden klagen, in unserer Gesellschaft werde Mutterschaft immer weniger als Bereicherung und immer mehr als Behinderung wahrgenommen. *Sie* nehmen Mutterschaft als Behinderung wahr. Um nichts anderes geht es im Buch. Tausend Klagen darüber, was eine Mutter alles nicht mehr kann. Kaum ein Wort zum Glück, das Kinder bedeuten. Womit nicht gemeint ist, der Alltag mit Kindern sei ein einziges Fest der Glückseligkeit; zwischendurch ist dieses Leben langweilig und mühsam – wie im Büro.

Eines fehlt in dem Buch völlig: die Kinder. Frauen können nicht dranbleiben, weil sie Kinder haben. Klar, Männer haben auch Kin-

---

## Wer ganz und gar das Leben eines Mannes führen will, der sollte besser keine Kinder haben.

---

der. Es gibt Männer, die gerne zu Hause sind und das hervorragend machen. Es gibt Frauen, die sind bessere Chefinnen als Mütter. Aber es sind Ausnahmen. Kein Wort darüber, wie Kinder es finden, drei oder vier Tage in der Krippe oder im Hort zu sein. Ob ihnen das Mami fehlt. Werden diese Kinder wohl auch so selbstbewusst werden wie die Autorinnen? Diese hatten gute Startbedingungen: Mütter, die da waren. Ob ihre Kinder auch mal glauben, ihnen gehöre die Welt, wenn ihnen nicht mal die Mutter richtig gehörte?

Die Schlusszene zeigt diese Zweifel. Die Journalistinnen sind in einer Talkshow im Fernsehen. Dort sieht man sie sitzen, beide blond, beide ähnlich hübsch, die Konkurrenz war sicht- und fühlbar. Jetzt sitzen sie an der Bar. Fragen steigen auf. Sind sie gute Mütter? Kommen die Kinder zu kurz? «Wenn ich die Kinder fragen würde, würden sie wollen, dass ich weniger arbeite», sagt die eine. «Wenn ich als Kind gefragt worden wäre, hätte ich auch gesagt, meine Mutter solle ihren Halbtagsjob aufgeben und zu Hause bleiben», erwidert die andere, um anzufügen, heute sei sie stolz auf sie und dankbar.

Michèle Binswanger und der Vater ihrer Kinder leben unterdessen getrennt. Das Buch sei nicht der Grund.

Daniela Niederberger ist Journalistin und Mutter von zwei Kindern.



Nicole Althaus  
und Michèle Binswanger

Machomamas. Nagel & Kimche.  
176 S., Fr. 25.90.

# Autohändler auf dem Abstellplatz

Ab Mitte Jahr wird der Import von Autos mit hohem Treibstoffverbrauch finanziell bestraft. Doch die Emissionsvorschriften für Neuwagen drohen zu einem bürokratischen Monster zu werden. Leidtragende sind die vielen Importeure, die pro Jahr nur ein paar Dutzend Wagen einführen. *Von Alex Reichmuth*



**Leerlauf:** Für Fahrzeuge mit viel CO<sub>2</sub>-Ausstoss gelten bald komplizierte Sonderregelungen.

Ein sonniger Apriltag im zürcherischen Regensdorf. Etwa hundert Autohändler verziehen sich in einen Konferenzsaal ohne Tageslicht. Es sind sogenannte freie Importeure, die sich auf Paralleleinfuhr spezialisiert haben. Angesagt an diesem Nachmittag ist Büffeln wie in der Schule. In einem Seminar, organisiert durch den Verband freier Autohandel Schweiz, lernen die Händler, wie sie die neuen Emissionsvorschriften handhaben müssen.

Beschlossen hat diese Vorschriften das nationale Parlament, anlässlich der Revision des CO<sub>2</sub>-Gesetzes. Ziel ist es, den Ausstoss an Kohlendioxid bei Neuwagen bis 2015 auf durchschnittlich 130 Gramm pro Kilometer zu senken. Der Import von Autos, die viel Treibstoff verbrauchen, wird finanziell sanktioniert. Die Belastung pro Auto kann schnell mehrere tausend Franken ausmachen, bei besonders viel Sprit schluckenden Modellen sogar Zehntausende Franken. Die CO<sub>2</sub>-Sanktionen waren

explizit als Gegenvorschlag zur schärferen Offroader-Initiative der Jungen Grünen konzipiert, die dann zugunsten des Bussensystems zurückgezogen wurde.

Am CO<sub>2</sub>-Seminar in Regensdorf erklären zwei Vertreter des Bundes die Regeln, die ab Mitte Jahr gelten – stundenlang. Die Stimmung unter den Teilnehmern ist angespannt. Viele sind verärgert über die neuen Vorschriften. Diese benachteiligen Klein- und Parallelimporteure gegenüber den grossen Generalimporteuren erheblich. Viele Händler fürchten um ihr Geschäft. Zudem schreckt sie der Papierkrieg ab, der auf sie zukommt.

Die neuen Bestimmungen sind so kompliziert, dass kaum jemand den Durchblick hat. Für jedes Fahrzeug gilt ein individueller Zielwert für den CO<sub>2</sub>-Ausstoss, der vom Leergewicht abhängt. Die Strafsteuern steigen nicht gleichmässig pro Gramm CO<sub>2</sub> über dem Zielwert, sondern in seltsam anmutenden

Sprüngen. Dazu gibt es jede Menge Sonderregelungen, zum Beispiel für sogenannte Nischenfahrzeuge mit kleiner Produktionszahl und für Erdgasfahrzeuge. Selbst bei Fahrzeugen gleichen Typs gelten unterschiedliche CO<sub>2</sub>-Zielwerte, je nachdem ob sie mit Benzin oder Diesel fahren und über ein manuelles oder automatisches Getriebe verfügen.

Kleinimporteure, die pro Jahr weniger als fünfzig Autos einführen, werden zudem völlig anders behandelt als Grossimporteure. Letztere können einen einheitlichen Zielwert für ihre Fahrzeugflotte heranziehen und bezahlen nur dann, wenn der durchschnittliche CO<sub>2</sub>-Ausstoss darüber liegt. Mit schadstoffarmen Fahrzeugen können sie also die Bussen für schadstoffreiche Fahrzeuge wegbedingen. Kleinimporteure hingegen dürfen nicht so rechnen. Sie müssen für jedes Fahrzeug einzeln abrechnen, was einen erheblichen finanziellen Nachteil bedeutet. Gleich benachteiligt sind auch Private, die ein einziges Fahrzeug importieren. Kleinimporteuren steht es zwar offen, mit anderen Importeuren einen Fahrzeugpool zu bilden, um auch von Mittelwerten zu profitieren. Das ist aber mit grossen Risiken verbunden (s. Interview S. 37).

## Kein Anreiz für die Käufer

Der CO<sub>2</sub>-Ausstoss von Neuwagen in der Schweiz ist in den letzten Jahren schon stark gesunken – von 2003 bis 2010 um über 17 Prozent. Sorgen die neuen Sanktionen dafür, dass die Emissionen noch schneller abnehmen? Viele Händler und Beobachter bezweifeln es. General- und Grossimporteure können sich wie erwähnt auf Mittelwerte abstützen, was dazu führt, dass die meisten von ihnen höchstens geringe Bussen bezahlen müssen. Wegen der komplizierten Berechnungen, die meist erst im Nachhinein angestellt werden können, ist es beim Verkauf nicht möglich, dem Kunden eine CO<sub>2</sub>-Busse korrekt in Rechnung zu stellen. Verkäufer sind darum auch nicht verpflichtet, eine solche dem Kunden gegenüber zu deklarieren. Der erhoffte Anreiz für den Käufer, emissionsarme Fahrzeuge zu bevorzugen, fällt dahin, da dieser von den Sanktionen meist gar nichts mitbekommt. Die neuen Emissionsvorschriften werden sich wohl bald als aufwendiger Leerlauf entpuppen.

Am CO<sub>2</sub>-Seminar ist auch Urs Schweizer aus dem aargauischen Rudolfstetten. Er hat sich auf Parallelimporte spezialisiert und verkauft als Zwischenhändler etwa sechshundert Neu-

wagen jährlich. Schweizer findet es gut, schadstoffarme Fahrzeuge zu fördern. Doch die neuen Vorschriften sind ihm ein Graus. «Ich bin gezwungen, fortan ständig ein zeitaufwendiges Monitoring zu betreiben, um böse Überraschungen zu verhindern», sagt Schweizer. Solche Überraschungen drohen etwa, wenn nach Ablauf eines Kalenderjahres auskommt, dass der CO<sub>2</sub>-Ausstoss der gehandelten Autos höher lag als erwartet – und hohe Nachzahlungen fällig werden. Die CO<sub>2</sub>-Bussen könnten rasch mehr als fünf Prozent des Umsatzes ausmachen. «Das neue Regime liegt jenseits dessen, was mit gesundem Menschenverstand zu rechtfertigen ist», sagt auch Knut Bydal, Autohändler aus dem zürcherischen Ebmatingen.

### Doppelt so lange Wartezeiten?

Am Seminar tauchen immer neue Facetten der Emissionsvorschriften auf. Wie werden Personwagen von Nutzfahrzeugen abgegrenzt, für die keine CO<sub>2</sub>-Bussen anfallen? Welche Fristen zählen, damit ein Fahrzeug als Neuwagen gilt? Muss auf die CO<sub>2</sub>-Sanktionen Mehrwertsteuer bezahlt werden? Die Nachfragen aus dem Publikum werden drängender, die Bundesvertreter geraten in die Defensive.

Die neuen Bestimmungen ab Mitte Jahr werden auch den involvierten Bundesämtern erheblichen Mehraufwand bereiten. Viele Autohändler befürchten, dass sie auf die Behandlung der Importformulare lange warten müssen. Man gehe davon aus, dass die neu geschaffenen Stellen (insgesamt acht Vollzeitstellen) für die Einhaltung «vernünftiger Fristen» genügen, schreibt das Bundesamt für Energie auf Anfrage. Aber es könne «selbstverständlich» zu Engpässen kommen. Autohändler Urs Schweizer erwartet Schlimmes. «Schon heute muss man bei einer Typengenehmigung durchschnittlich drei Wochen warten, bis die Formulare vom Bund zurückkommen», sagt er. Er befürchtet, dass es bald doppelt so lange dauere. «Inzwischen stehen die entsprechenden Fahrzeuge nutzlos herum. Das ungenutzte Kapital erreicht rasch Millionenhöhe.»

Das CO<sub>2</sub>-Seminar in Regensdorf ist fast zu Ende. Mit welchen Einnahmen der Bund aufgrund der neuen Emissionsvorschriften rechnen, fragt Autohändler Knut Bydal. «70 bis 100 Millionen Franken», antworten die Bundesvertreter. «Und um wie viel müsste man den Preis von Benzin und Diesel heraufsetzen, um gleich viele Einnahmen zu erzielen?» Die Nachfrage zielt auf eine allgemeine Treibstofflenkungsabgabe ab, die viel einfacher zu implementieren wäre als das Bussensystem, im Parlament aber chancenlos war. Die Beamten bleiben die Antwort schuldig. Hier ist sie: 2010 verbrauchte der motorisierte Individualverkehr in der Schweiz insgesamt 4,2 Milliarden Liter Treibstoff. Will man 100 Millionen Franken Einnahmen generieren, müsste man den Literpreis um 2,4 Rappen heraufsetzen.

## Handel

# «Der Wettbewerb wird abgewürgt»

Die CO<sub>2</sub>-Vorschriften verhinderten Privatimporte von Autos, sagt Wettbewerb-Experte Patrick Krauskopf.



*Nachteil für die Wirtschaft:* Patrick Krauskopf.

**Patrick Krauskopf, ab Mitte Jahr muss für Neuwagen mit hohem CO<sub>2</sub>-Ausstoss eine Strafsteuer bezahlt werden. Eine gute Sache für mehr Klimaschutz oder?**

Der Umweltschutz ist ein äusserst wichtiges Anliegen. Die neuen Bestimmungen im CO<sub>2</sub>-Regelwerk führen aber zu Wettbewerbsverzerrungen, was für die Schweizer Volkswirtschaft insgesamt nachteilig ist.

### Warum?

Kleinimporteure, die jährlich weniger als fünfzig Fahrzeuge einführen, müssen jeden Wagen einzeln beurteilen lassen und eine Strafsteuer bezahlen, falls dessen Emissionen über dem Zielwert liegen. Das gilt auch für Privatpersonen, die ein einziges Fahrzeug importieren. Grossimporteure dagegen können die Emissionen von Autos mit viel CO<sub>2</sub> mit denjenigen von Autos mit wenig CO<sub>2</sub> kompensieren. Bei ihnen zählt der Durchschnittswert des Ausstosses, was ein erheblicher finanzieller Vorteil ist.

### Hauptsache, es nützt dem Klima.

Ob es das tut, ist fraglich. Die neuen Regeln behindern in erster Linie die Direkt- und Parallelimporte und stärken damit einzig die Stellung der Generalimporteure. Der Private wird in Zukunft dar-

auf verzichten, seinen Neuwagen selber einzuführen, weil der Preisvorteil wegen der Strafsteuer weg ist und er keine Lust hat, sich durch all den Papierkram zu kämpfen. Der Wettbewerb im Autohandel wird abgewürgt und die Stellung der Schweiz als Hochpreisinsel zementiert.

**Kleinimporteure haben aber die Möglichkeit, sich zusammenzutun und sogenannte Emissionsgemeinschaften zu bilden. Dann zählen ihre eingeführten Fahrzeuge wie bei Grossimporteuren in einem Pool, bei dem der durchschnittliche CO<sub>2</sub>-Ausstoss entscheidend ist.**

Diese Möglichkeit besteht zwar. Die Bedingungen für eine Emissionsgemeinschaft sind aber so ausgestaltet, dass diese unattraktiv ist. Denn die Teilnehmer einer Emissionsgemeinschaft haften solidarisch. Jeder muss also für die geschuldeten CO<sub>2</sub>-Sanktionen der anderen geradestehen, was bei Konkursen anderer Teilnehmer teuer zu stehen kommen kann. Wer sich an einer Emissionsgemeinschaft beteiligt, müsste also die wirtschaftliche Situation seiner Partner prüfen können. Doch der Gesetzgeber verbietet das und lässt nur einen minimalen Informationsaustausch zu – um Preisabsprachen unter den Teilnehmern zu verhindern. Die Teilnahme an einer Emissionsgemeinschaft bedeutet also ein Risiko, das ein verantwortungsvoller Unternehmer nicht eingehen wird.

**Es werden heute nur wenige Prozent der Neuwagen parallel importiert. Ist dieser Anteil entscheidend für die Preise?**

Auf jeden Fall. In den neunziger Jahren zahlte man hier durchschnittlich dreissig Prozent mehr für einen Neuwagen als in der EU. Auf Druck der Wettbewerbskommission wurden 2002 Parallelimporte zugelassen. Allein die Möglichkeit von Parallelimporten hat erfahrungsgemäss eine disziplinierende Wirkung. Die Generalimporteure senken ihre Preise nur schon deshalb, weil es den Käufern offensteht, im Ausland günstiger einzukaufen. Dies hat dazu geführt, dass sich die Schweizer Preise dem EU-Schnitt angenähert haben.

*Alex Reichmuth*

**Patrick Krauskopf** ist Rechtsanwalt und ehemaliger Vizedirektor der Schweizerischen Wettbewerbskommission Weko.

# Spiel mit dem Feuer

Die Schwäche von Euro, Dollar und Co. ist selbstverschuldet. Daher sind Forderungen nach einer weiteren künstlichen Abwertung des Schweizer Frankens verantwortungslos. Das zeigt auch die Geschichte. *Von Kurt Schiltknecht*



*Der Franken muss stark bleiben:* Notenbank-Interimspräsident Jordan.

Die Führung der Schweizerischen Nationalbank ist nicht zu beneiden. Auf der einen Seite fordern die linken Parteien, die Gewerkschaften und ein freisinniger Bundesrat von der Nationalbank, die Untergrenze des Euro von Fr.1.20 auf mindestens Fr.1.30 oder besser noch auf über Fr.1.40 zu erhöhen. Auf der anderen Seite verfolgen die europäischen Länder und die USA eine Geld- und Finanzpolitik, von der niemand weiss, ob sie nicht eines Tages in einem wirtschaftlichen Chaos endet.

Die Forderungen der Linken und Gewerkschaften nach einer Abwertung des Frankens durch die Nationalbank sind nicht neu. Bei jeder grösseren Aufwertung werden sie gestellt. Das macht sie nicht besser. Nach vierzig Jahren flexibler Wechselkurse sollten auch die Linken und Gewerkschaften begriffen haben, dass eine Abwertung des Frankens wegen der damit einhergehenden Preiserhöhungen der

Importgüter nichts anderes als eine Verringerung der Kaufkraft der Konsumenten ist, also ein klammheimlicher Abbau der Reallöhne.

Dass ausgerechnet die Gewerkschaften und die SP, die bei jeder sich bietenden Gelegenheit sich lautstark für Lohnerhöhungen und Mindestlöhne starkmachen, für eine Senkung der Reallöhne über eine Abwertung eintreten, müsste eigentlich einen Aufschrei bei den Mitgliedern auslösen. Dass ein solcher ausbleibt, zeigt, wie wenig Gedanken sich linke Politiker im Allgemeinen über die Implikationen ihrer wirtschaftspolitischen Forderungen machen. Weniger erstaunlich ist es, dass ein freisinniger Bundesrat, in dessen Herzen die Exportwirtschaft einen grossen Platz einnimmt, vor allem den kurzfristigen Gewinn von Wettbewerbsvorteilen durch eine Abwertung im Auge hat. In der Vergangenheit hat die Nationalbank – bei diesem Bundesrat allerdings

erfolglos – immer wieder erklärt, dass ein schwacher Franken für die schweizerische Wirtschaft eine schlechte Lösung ist und dass ein starker Franken für alle letztlich ein grosser Gewinn ist. Dies hat der Wirtschaftsverlauf in den letzten vierzig Jahren mehrfach gezeigt. Die Nationalbank sollte deshalb die Forderungen nach einer weiteren Abwertung des Frankens gelassen zur Kenntnis nehmen und an ihrer bewährten Politik des starken Frankens festhalten.

Viel schwieriger ist es für die Nationalbank, mit den Problemen fertig zu werden, die sich aus der chaotischen Geld- und Fiskalpolitik in den europäischen Ländern und in den USA ergeben. Noch nie in der Nachkriegszeit war die Wirtschafts- und Geldpolitik der wichtigsten Handelspartner der Schweiz so unberechenbar wie heute. Darin unterscheidet sich die heutige Situation von derjenigen von 1978. Als

damals die Nationalbank wegen der aus dem Ruder laufenden Aufwertung des Frankens ein Wechselkursziel für den Franken festlegen musste, konnte sie ohne grosse Bedenken ein Wechselkursziel für die D-Mark festlegen. Die Deutsche Bundesbank bot damals Gewähr, dass sie längerfristig einen auf Preisstabilität ausgerichteten Kurs verfolgen würde. Für den Erfolg einer Wechselkursstrategie ist wirtschaftspolitische Glaubwürdigkeit des Landes, dessen Währung als Kursziel ausgewählt wird, ebenso wichtig wie die diejenige der Nationalbank, das gewählte Wechselkursziel zu verteidigen. Da damals die Glaubwürdigkeit der Deutschen Bundesbank ausser Zweifel stand, war es nur eine Frage der Zeit, bis die Devisenmärkte diese Tatsache honorieren und den Wechselkurs der DM gegenüber dem Schweizer Franken wieder auf wirtschaftlich sinnvolle Werte zurückführen würden.

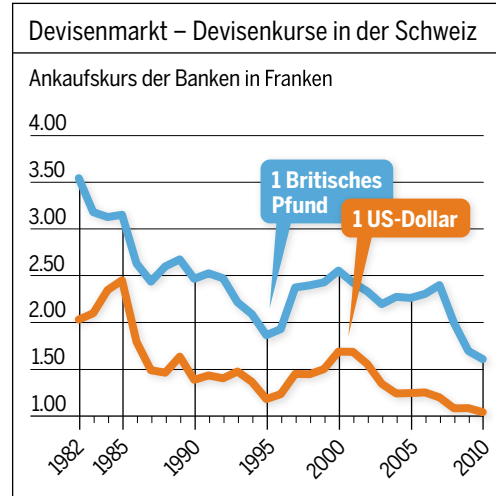
Als die Schweizerische Nationalbank bei der jüngsten Wechselkurskrise ein Wechselkursziel festlegen musste, war die Situation ungleich schwieriger. Die amerikanische Notenbank stand einer Abschwächung des Dollars positiv gegenüber. Den Franken an eine solch schwache Währung zu binden, wäre äusserst riskant gewesen. Weil die Schweiz mit der europäischen Wirtschaft eng verbunden ist, stand als Alternative der Euro im Vordergrund. Die Schuldenkrise in zahlreichen europäischen Ländern war zwar kein Empfehlungsschreiben für ein Euro-Wechselkursziel. Doch die europäische Notenbank EZB unter ihrem damaligen Präsidenten Trichet war ein recht glaubwürdiger Garant für eine auf Preisstabilität ausgerichtete Geldpolitik. Valable Alternativen gab es kaum.

### Zweifel an rascher Erholung in Europa

Nach der Stabübergabe an der Spitze der EZB kam es zu einem Strategiewechsel in der europäischen Geldpolitik. Die Geldpolitik wurde flexibler. Es war gut, dass relativ schnell der zu restriktive Kurs von Trichet aufgegeben wurde. Allerdings zeigt es sich dann, dass der Preisstabilität nicht mehr die frühere Bedeutung eingeräumt wird, Flexibilität ist angesagt. Vor allem im Zusammenhang mit der europäischen Schulden- und Bankenkrise ver-

folgt die EZB eine aktivistischere Politik und geht dabei hohe Risiken ein.

Das allein würde noch kaum ausreichen, um das Vertrauen in den Euro nachhaltig zu schwächen. Gravierender sind die Probleme auf der politischen Seite. Bis heute haben die Euro-Länder keine glaubwürdigen Vorschläge zur Lösung der Staatsverschuldung und des



**Vertrauensverlust:** Pfund- und Dollarkurs.

Euro-Problems vorgelegt. Die zerstörerischen Sparübungen in Spanien, Griechenland, Italien und Portugal werden die Problemlösung nur erschweren. Ausser den Politikern und einigen Laien glaubt kaum jemand, dass ein riesiger europäischer Schutzschirm oder noch höhere Arbeitslosigkeit zur Lösung der hängigen Probleme ausreichen werden. Solange keine überzeugenden Lösungsvorschläge auf dem Tisch liegen, werden die Finanzmärkte an einer raschen Erholung der europäischen Wirtschaft und einer Stabilisierung des Euro zweifeln. Daran ändern auch die immer wieder lautstark vorgebrachten Bekenntnisse der Politiker zum Euro nichts, denn der Euro hat wenig mit Glauben, dafür umso mehr mit Wirtschaft zu tun.

Man kann es drehen, wie man will, Europa steht auf wackligen Füßen. Dies widerspiegelt sich in der grossen Volatilität auf den Finanzmärkten. Tritt ein neues Problem auf, wird eine Regierung abgewählt oder entwickelt

sich die Wirtschaft oder die Schuldensituation schlechter als erwartet, reagieren Zinsen, Aktien- und Wechselkurse mit starken Ausschlägen. Davon ist auch die Geldpolitik der Schweizerischen Nationalbank betroffen. Wenn sich der Euro gegenüber dem Schweizer Franken in den letzten Monaten etwas abschwächte, hat das nichts mit der Glaubwürdigkeit der Nationalbank oder mit dem Abgang des Präsidenten zu tun. Vielmehr ist die Abschwächung Ausdruck der zunehmenden Skepsis, dass die Politik das Euro- und Schuldenproblem in geordneter Art und Weise lösen kann. Das Problem des Vertrauensverlustes gegenüber dem Euro kann die Nationalbank nicht kaltlassen. Sie muss dafür nach einer Lösung suchen.

Ob Einsicht, Wahlen oder Demonstrationen in nächster Zeit den notwendigen Druck zu einer wirtschaftspolitischen Wende in den westlichen Industrieländern auslösen werden, bleibt abzuwarten. Wie immer sich die Lage entwickelt, auf dieses Geschehen haben weder der Bundesrat noch die Nationalbank einen Einfluss. Die Nationalbank sollte vor so viel Unsicherheit prüfen, ob es weiterhin Sinn macht, das Wechselkursziel nur für eine Währung zu definieren.

Angesichts des schwindenden Vertrauens in die Wirtschaftspolitik der Euro-Länder könnte es von Vorteil sein, ein Wechselkursziel für einen Währungskorb zu definieren. In diesen könnten auch Länder eingeschlossen werden, deren Wirtschaftspolitik stabiler als diejenige in Europa und in den USA ist. Dadurch könnte das Risiko minimiert werden, dass eine unvorhersehbare und unkontrollierte Entwicklung im Euro-Raum einen verheerenden Einfluss auf die schweizerische Geld- und Währungspolitik hätte. Zwar kann die Nationalbank das Ziel für den Euro-Kurs jederzeit aufgeben. Doch eine Preisgabe würde eine künftige Wechselkurspolitik mehr erschweren als der Wechsel von einer Untergrenze des Euro zu einer Untergrenze eines Währungskorbes. Die Nationalbank muss in diesen unsicheren Zeiten alles daran setzen, dass der Schweizer Franken nicht in den Strudel der Schwachwährungen hinuntergezogen wird. ○



# HUBLOT



**HUBLOT**

**KING POWER UNICO  
KING GOLD CARBON**

**BEYER**

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich  
Tel +41 (0)43 344 63 63 · beyer.ch.com

# Der Sturz des Volkstribuns

Der Scheinzauber der sauberen Lega Nord erlosch über Nacht. Der Anführer Umberto Bossi und seine Familie plünderten schamlos den Staat.

Von Peter Hartmann



Immer das leichte Geld: Lega-Legende Bossi, Sohn Renzo.

Sein Chauffeur filmte die Geldübergabe heimlich mit der Handy-Kamera: wie der junge Renzo Bossi die Scheine gleichgültig in die Tasche steckte, die er ihm im Büro der Lega Nord besorgt hatte. «Ich war sein Bancomat.» Für Partys, die Zapfsäule, Restaurantbesuche, die Apotheke, Verkehrsbussen, Einkäufe in Boutiquen, den Zahnarzt, Urlaubsreisen. Der 23-jährige Sohn des Lega-Volkstribuns lebte auf grossem Fuss, fuhr vier Luxus Schlitten und beschäftigte zeitweise elf Bodyguards. Allein sein falscher Dokortitel, in London erkaufte, verschlang 130 000 Euro. Beglichen aus der Schatulle der Lega, faktisch vom Steuerzahler.

Was Italien zusammenhält, ist die Familie. Nicht anders bei den Bossis: Rund 3,5 Millionen Euro, Zählerstand Montag dieser Woche, hat der Clan des Lega-Gründers Umberto Bossi, 70, an sich gerafft auf Kosten des Staates, den der Padrone als Feind und Dieb («Roma ladrona») bekämpft, und seiner Partei, die er als Privatfirma missbrauchte. Ungeklärt ist, wie die ursprünglich mittellose Familie achtzehn Grundstücke, Häuser und Wohnungen erwerben konnte, die alle auf Stiftungen und den Namen der Ehegattin Manuela Marrone eingetragen und vor Rückforderungen geschützt sind. In der Bossi-Villa in Gemonio mit Blick auf den Lago Maggiore lebt, in einer Ménage-à-trois, auch Rosy Mauro, eine vulkani-

sche Schönheit, die Bossi, genannt «il Senatur», 2008 als Vizepräsidentin des Senats durchboxte – die seltsamste Personalie, seit Kaiser Caligula im alten Rom sein Lieblingssperd Incitatus zum Konsul ernannte.

Bossi war hingerissen, als er die junge Gewerkschafterin, deren Herz damals noch links schlug, in den frühen Neunzigern ausrufen hörte. Er bot ihr eine eigene Gewerkschaft an, das Sindacato padano, eine Idee auf dem Papier wie das Scheinland «Padanien», Bossis Fiktion eines separaten Norditalien – alimentiert aus der Lega-Kasse. Als Bossi vor acht Jahren einen schweren Hirnschlag erlitt, umsorgte ihn Rosy Mauro Tag und Nacht wie eine Krankenschwester, daher ihr Spottname «badante», und stand auch für diese Dienste sechstellig auf der Lohnliste der Lega.

## Bossi und die Frauen

Der «magische Kreis» seiner Frauen schottete den hinfalligen Senatur ab. Der demonstrative Macho, der weiterhin mit obszönen Sprüchen und Gesten auf den Jahrmärkten der Politik um sich warf, war in Wirklichkeit ein Gefangener des Matriarchats seiner Ehefrau und der Hausfreundin geworden. Der Hassprediger, der gegen den Süden hetzte, am Gängelband der *badante* aus Brindisi am Stiefelabsatz und der Mamma aus Sizilien. Ehefrau Manuela Marrone hatte es sich dank Vater Staat bequem einge-

richtet: Die ausgebildete Lehrerin war mit 39 Jahren eine der jüngsten Frührentnerinnen des Landes geworden, gründete mit Subventionen die Privatschule Bosina, die heute 31 Lehrkräfte beschäftigt und die reine padanische Lehre mit Dialekt als Unterrichtssprache verbreitet. Sie bediente sich fortlaufend aus einem Lega-Fonds mit Millionenzuschüssen.

Es ist immer das leichte Geld. Die erste italienische Nachkriegsrepublik ging vor zwanzig Jahren unter, als ein korrupter Mailänder Spitalverwalter Schmiergeldbündel vor dem Zugriff der Finanzpolizisten durchs Klo zu spülen versuchte und damit den Tangentopolis-Skandal auslöste, der die herrschenden Parteien hinwegfegte. Diesmal war es eine Überweisung von 5,7 Millionen Euro nach Zypern an die Filiale einer libanesischen Bank, die den Betrag nach Tansania weiterleiten sollte. Auftraggeber: Francesco Belsito, 41, Schatzmeister der Lega Nord, ein undurchsichtiger Genuese mit zweifelhaften Dokortiteln, ursprünglich Chauffeur und Gepäckträger eines Ministers und kurzzeitig Staatssekretär in der letzten Regierung Berlusconi. Die Bank verweigerte den Transfer. Mittlerweile durchforsten drei verschiedene Staatsanwaltschaften die Computer und Geschäfte der Lega und der Familie Bossi.

Das Fass zum Überlaufen brachte erst Bossis Hätschelsohn Renzo, genannt «il trota», die Forelle, den der Alte zum politischen Kronprinzen aufbaute. («Nein, mein Delfin ist er nicht, eher eine Forelle», witzelte der Papa.) Der arrogante Dandy war dreimal durch die Matura gerasselt und mit 22 Jahren als lombardischer Regionalrat installiert worden mit einem Gehalt von 150 000 Euro. Von den 58 Sitzungen schwänzte er 51, weil er angeblich in London studierte. Die Titelsucht hat er vom Vater. Umberto Bossi gab sich seiner ersten Frau gegenüber als Arzt aus, bis sie auf der Universität nachfragte und ihm auf die Schliche kam. Später behauptete er, er sei Ingenieur. In Wirklichkeit war er Handelsvertreter für Elektrogeräte.

Der wahre Politskandal aber ist nicht Bossi, sondern die Gier der Politikerkaste, die sich per Gesetz ungeheure Summen zuschanzt. Seit 1994, seit die jetzt endgültig zerbrochene Achse Berlusconi-Bossi die Politik dominierte, flossen 2,8 Milliarden Euro Staatsgelder in die Parteienfinanzierung, aber nur ein Fünftel davon wurde korrekt als Ausgaben abgerechnet. Der grosse Rest versickerte. Kein Wunder, dass in den neuesten Umfragen nur noch zwei Prozent der Italiener ihren Parteien vertrauen. ○



# «Wo bleibt der Aufschrei?»

Bürgerrechtler und Medien stellen den Mord am schwarzen Teenager Trayvon Martin als Symbol grassierenden Rassismus in den USA dar. Statistiken offenbaren eine andere Realität: Neun von zehn Schwarzen werden von Schwarzen umgebracht. Von Urs Gehriger

Sechs Wochen hatte es gedauert, dann hat sich der Täter gestellt. Seit letzter Woche sitzt George Zimmerman, derzeit Amerikas bekanntester Todesschütze, in Haft. Ende Februar war er in Sanford, Florida, als freiwilliger Helfer eines nachbarschaftlichen Sicherheitsdienstes unterwegs, als er auf den 17-jährigen Trayvon Martin aufmerksam wurde. Der schwarze Junge sei ihm suspekt vorgekommen. Kurz darauf feuerte er einen Schuss ab. Trayvon war sofort tot. Seither ist der Junge mit dem Kapuzenpullover zur neuen Ikone der Bürgerrechtsbewegung geworden.

Und Schütze Zimmerman? Im Nu war das Verdikt über den 28-jährigen Sohn einer Peruanerin gefällt: «Schwarzenhass», waren sich Massenmedien und Millionen Amerikaner einig. Zehntausende Menschen demonstrieren für seine Festnahme. Heftige Debatten über Rassismus im US-Justizsystem entfachten sich landesweit. Auch Präsident Barack Obama meldete sich zu Wort: «Wenn ich einen Sohn hätte, würde er wie Trayvon aussehen», sagte er bewegt. Dann forderte er die Nation zur «Gewissensprüfung» auf und stimmte damit ein in den Tenor, der die Tat als rassistisch motiviertes Verbrechen anprangerte.

So zementiert sind die Meinungen über die Tragödie, dass man beinahe vergisst, dass Tathergang und -motiv bis heute im Dunkeln liegen. Selbst wenn Trayvon Martin tatsächlich ein Opfer von Rassismus geworden ist, wäre dieser Mord eine Anomalie. Das zeigt ein Blick in die Mordstatistik des US-Justizministeriums: 2009 wurden in den USA total 13 636 Menschen ermordet. Dabei fällt auf: 6 556 der Ermordeten waren Schwarze. Das sind 48 Prozent – eine riesige Zahl, wenn man bedenkt, dass Afroamerikaner bloss 12,6 Prozent der US-Bevölkerung ausmachen. Erst recht Bemerkenswertes entdeckt, wer die Täter-Opfer-Statistik des FBI, aufgeschlüsselt nach Rassen, konsultiert: Rund 90 Prozent aller Morde an Schwarzen werden von Schwarzen verübt.

Anders ausgedrückt: Pro Jahr werden in den USA mehr Schwarze von Schwarzen ermordet, als US-Soldaten im Irak und in Afghanistan gefallen sind. Oder: Auf jeden Trayvon Martin, der durch einen Nichtschwarzen getötet wurde, kommen neun andere Schwarze, die von Angehörigen der eigenen Rasse umgebracht wurden.

Die statistischen Fakten überraschen. Sie entsprechen nicht dem Bild, das Medien und Politiker zeichnen. Und sie passen nicht zu der

Reaktion auf den Trayvon-Mord. Wie auf Kommando waren Amerikas Schwarzen-Führer auf den Beinen. Jesse Jackson und Al Sharpton, Gross-Ikonen unter den Bürgerrechtlern, wetteiferten um einen Platz an der Seite der Opferfamilie. Louis Farrakhan zischte seinen Zorn in TV-Kameras.

Immer schriller wurden die Töne. Regisseur Spike Lee hetzte über Twitter. Die Black Panther schrieben ein Kopfgeld von 10 000 Dollar auf Zimmerman aus. Und Ex-Box-Champion Mike Tyson meinte gar: «Die Tatsache, dass er (Zimmerman) noch nicht erschossen worden ist, ist eine Schande.» Derweil schien der Tathergang auf einmal nicht mehr so klar. Mitschnitte der Telefonate, die Zimmerman auf die Notfallnummer 911 der Polizei getätigt hatte, zeigen den Fall in neuem Licht. Demnach griff der Todesschütze erst zur Waffe, nachdem ihn Martin attackiert hatte.

## Niederlage für Obama

Während Korrespondenten europäischer Medien noch immer Klischees einer von Weissen dominierten, schiesswütigen und rassistischen US-Gesellschaft ventilieren («Im Land des Faustrechts», *Tages-Anzeiger*), sind in den USA längst auch andere Töne zu hören.

«Die Tragödie um Trayvons Tod ist die Lüsternheit, mit welcher viele Schwarzen-Führer

versucht haben, diesen Tod zu eigenen Gunsten auszunützen», schrieb der schwarze Kolumnist Shelby Steele im *Wall Street Journal*. «Wo ist der Aufschrei?», titelte DeWayne Wickham, Gründer der Nationalen Vereinigung schwarzer Journalisten, seine Kolumne in *USA Today*. Er spricht von einer «gigantischen Schande», dass kein einziger Schwarzen-Führer die überbordende Gewalt innerhalb der eigenen Rasse zum Thema mache. Und John W. Fountain, auch er ein Schwarzer, erinnerte seine Leser in der *Chicago Sun-Times* daran, dass die aktuelle Mordstatistik kein kurzfristiger Trend ist: «Zwischen 1980 und 2008 wurden 93 Prozent der schwarzen Opfer von Schwarzen umgebracht.» Und er fragt: «Ist das Blut dieser Söhne und Töchter irgendwie weniger amerikanisch?»

Unterdessen ist Todesschütze Zimmerman angeklagt. Er wird des Mordes mit bedingtem Vorsatz beschuldigt. Was auch immer die Justiz ans Tageslicht bringen wird, für Obama ist der Fall eine Niederlage. Indem er der Versuchung erlag, aus dem Todesfall politisches Kapital zu schlagen, hat er dem Land nicht gedient. Statt den Finger auf den wunden Punkt – die hohe Anzahl Ermordungen von Schwarzen durch Schwarze – zu legen, spielte er das Lied vom Rassismus. Statt Einheit zu fördern, schürte er Zwietracht. ○



Wie auf Kommando: Schwarzen-Führer Al Sharpton (M.).

# Jeder Bär ist ein Problembär

Einem Raubtier sollte man sehr viel Respekt, aber null Toleranz entgegenbringen. Woher kommt also unsere fast grenzenlose Nachsicht, gepaart mit Respektlosigkeit, den Bären gegenüber?

Von Beda M. Stadler



*Romantische Vorstellung:* Braunbär Finn im Berner Bärenpark.

Die Schweiz hat einen Problembären und will es nicht wahrhaben. Solange er noch keinen Bündner gefressen hat und nur Bienenstöcke ausräumt, gilt er offiziell nicht als Problembär. Trotzdem wurde er am 12. April eingefangen und mit einem Senderhalsband ausgerüstet. Vorgängig hatte er in einem Gehege eine Ziege gerissen. Problemwölfe kennt die Schweiz bislang nicht, es werden höchstens die Walliser zum Problem, wenn sie einen erlegen. Woher kommt also unsere fast grenzenlose Toleranz, gepaart mit Respektlosigkeit, den Bären gegenüber? Wir begegnen ihnen auf eine äusserst noble, humane Art und Weise. Anderen Immigrant\*innen gegenüber sind wir meist nicht so tolerant, aber ähnlich respektlos. Nun, einem Raubtier sollte man sehr viel Respekt, aber null Toleranz erweisen.

Es sind wahrscheinlich evolutionäre und anezogene Verhaltensmuster. Unser Verhalten

ist gestört, weil wir die Psyche eines Bären nicht lesen können. Bären können nicht lachen, es fehlen ihnen die nötigen Gesichtsmuskeln. Bären sind Einzelgänger, sie brauchen keine ausgeprägte Mimik für die Verständigung mit Artgenossen. Auch wenn Meister Petz meist grimmig dreinschaut, erinnert er eher an einen Teddy. Wir wissen nicht, ob uns ein Bär mit Mordlust oder Langeweile betrachtet. Wir sollten aber daran denken, dass wir Herdentiere sind, die unter Umständen auf dem Speiseplan von Bären stehen. Für unsere Vorfahren war klar, dass der Bär immer ein Problem ist, und sie haben ihn dort ausgerotet, wo sie wohnen wollten. Das war vernünftig. Im Gemeindkeller meiner künftigen Wohngemeinde Zeneggen hängt die *Plampe* des letzten vor hundert Jahren erlegten Bären. Im Meiggerli, einer Voralp am Eingang zum Ginzental, sieht man noch heute die hölzer-

nen Barrikaden, die als Bärenfallen benützt wurden. Noch vor 250 Jahren sind alleine in der Landvogtei St. Moritz (Unterwallis) jährlich fünfzehn bis zwanzig Bären erlegt worden. Das ist eigentlich noch nicht so lange her, trotzdem gibt es selbst im Wallis immer mehr Wanderer, die als krönendes Naturerlebnis gerne einem Bären begegnen würden. Der Nervenkitzel ist wahrscheinlich grösser als bei einem Wolf.

## **Bärenmilch, Gummibären, Teddybär**

Derzeit sind wir daran, viele natürliche evolutionäre Selektionsprinzipien für uns Menschen auszuhebeln. Dank den Fortschritten in der Medizin sind alltägliche Bedrohungen durch die Umwelt fast harmlos geworden. Der Wald ist kein Ort mehr, um kleinen Kindern Angst zu machen, er ist Naherholungszone. Dank der geistigen Evolution sehen wir alles

mit anderen Augen. Somit geht es heute mehr um die Rechte der Bären als um unser Überleben. Eine Bedrohung durch wilde Tiere gehört nicht mehr zu unserer Erfahrung. Selbst wenn ein Kampfhund zubeisst, bleiben wir verständnisvoll – wahrscheinlich hatte sein Meister eine schwere Jugend.

Wir wurden mit Bärenmilch und Gummibären grossgezogen und hatten den Teddybären als Trostspender. Das infantile Verhältnis zum Kuscheltier werden viele Erwachsene nicht mehr los, und sie projizieren es in den Wald. Bruce M. Hood beschreibt in «The Science of Superstition», dass etwa 30 Prozent der Geschäftsreisenden einen Teddybären oder ähnliche Objekte im Reisegepäck haben. Der Bär ist heute eher ein psychisches Problem. Wir wollen den Wald zum Streichelzoo machen und vom Mountainbike aus Hase, Reh und Bär beäugen.

Da wir die Natur als romantische Vorstellung zurückerobern wollen, sollten unsere Wälder möglichst von allem Getier besiedelt sein – Adler, Wisent, Luchs, Wolf und Bär, aber bitte keine tollwütigen Füchse oder Zecken. Im Übrigen sollte der Wald dicht von Bären besiedelt sein, damit man sie auch mal zu Gesicht bekommt. Unsere Eltern hatten noch ein anderes Verhältnis zur Natur mit ihren Gefahren. Ihnen gefiel es, einen sicheren Zaun vor sich zu haben oder, noch besser, die Bären in einem tiefen Graben zu wissen. Nachdem der Berner Bärengraben in der Volksseele zum Folterinstrument mutierte, leistete die Stadt sich ein finanzielles Desaster, um ihrem Symbol einen artgerechten Käfig zu bauen.

### Die Gefahr der Kokosnuss

Die neue «Freiheit» hat der Bär Finn dann artgerecht genutzt und einen 25-jährigen, geistig behinderten Mann, der ins Gehege des Bärenparks fiel, an Kopf und Bein verletzt. Finn, dem Wüstling, wird aber weiterhin jeder Liebesdienst erwiesen, etwa die Sterilisierung. Ein illustre besetztes Operationsteam unter der Leitung von Zootierarzt Willi Häfeli, einem Anästhesisten aus Buenos Aires und zwei deutschen Ärzten hat laut *Bund* die Gefahr gebannt, dass Finn «mit seinen Töchtern Ursina und Berna Nachwuchs zeugt». Man wollte das arme Tier nicht kastrieren, damit der Hormonhaushalt des Männchens nicht gestört wird. «Finn dürfte sich künftig deshalb nicht anders verhalten als ehemals.» Logisch, dass eine Glasbrüstung zur Sicherung der Mauerkrone gegen das Beklettern und Übersteigen der Natursteinmauer gebaut werden musste. Der Bär soll Natur bleiben und muss vor uns Menschen geschützt werden. Die architektonische Wunderleistung führte dann allerdings dazu, dass Kinder auf der sicheren Seite ins Wasser fielen.

Zur Neuinstallation einer lieben romantischen Natur gehört, Raubtiere niedlich zu machen. Auf *20 Minuten* online meinte der Schwei-

zer Bärenkenner Reno Sommerhalder: «Von den europäischen Braunbären geht generell nur eine extrem geringe Gefahr aus. Die Gefahr, von einer Kokosnuss erschlagen zu werden, ist grösser.» Auf dem Internet schreiben alle einander den Satz ab: «Jährliche Todesfälle durch fallende Kokosnüsse (weltweit): 150». Als ob man das herausfinden könnte! Tatsache ist, dass kein vernünftiger Mensch unter einer Kokospalme schlafen würde, geschweige denn Menschen in der Nähe von Kokospalmen wohnt. Es ist also richtig: Solange wir keine Bären haben, geht davon auch keine Gefahr aus.

Einer meiner Ex-Studenten betreibt dieses Business bis zur Perfektion. David Bittner verbringt fast jedes Jahr zwei Monate bei den Grizzlys in Alaska und meint: «Es geht nicht um den Adrenalinkick, sondern um das Natur-Erleben. Der Bär ist ein Symbol für Wildnis und intakte Natur. Aber klar ist es ein wahnsinniges Gefühl, wenn sich ein so grosses wildes Tier neben dir hinlegt oder dich neugierig

---

### Wer gerne der gruseligen Realität in die Augen schauen will, sollte auf Youtube «bear attack» eintippen.

---

betrachtet. Ich fühle mich dann als Teil eines grossen Ganzen.» Seine Vorträge sind tatsächlich ein Erlebnis, und man ist berührt. Trotzdem habe ich mich das letzte Mal von ihm mit den Worten verabschiedet: «Vielleicht sehen wir uns nie wieder!» Auch er müsste schliesslich wissen, dass Timothy Treadwell und seine Freundin Amie Huguenard die romantische Überzeugung, Grizzlys persönlich zu schützen, mit dem Leben bezahlten. Ein Grizzlybär hat sie getötet und gefressen. Niemand hat dem Bären einen Vorwurf gemacht, aber er wurde noch am selben Tag von Wildhütern erlegt. Es gibt also Grenzen.

Eines steht fest: Die Schweizer wollen keine Zweitwohnung im Gebirge, dafür aber Bären. Jetzt haben wir endlich wieder einen Braunbären namens M13, der laut Wildhütern an der Schwelle zum «Problembär» steht. *20 Minuten* online fütterte letzte Woche die Schweiz mit wackeligen Bärenvideos der Jägerfamilie Riatsch. Vor allem für die Kinder sei der Bär ein riesiges Ereignis gewesen. Doch hätten sie auch ein mulmiges Gefühl gehabt. «Er sah so lieb und niedlich aus, aber man sollte immer vorsichtig sein», sagt Jägerin Seraina Riatsch. Hoffen wir, *20 Minuten* und die anderen Medien verhalfen uns noch lange zu weiteren marginalen Adrenalinkicks. Der Wunsch, die Natur auch live zu erleben, wächst derzeit sicher. Solange bewaffnete Menschen auf Bärenpirsch gehen, haben zumindest beide eine Chance. Die Frage ist allerdings, welche Chance wir dem Bären wirklich geben sollten. In Österreich gibt es drei eigens beauftragte Bären-

renanwälte, um in Bärenregionen die Akzeptanz der Tiere zu fördern und bei der Klärung von Schadensfällen zu helfen. Auf Wikipedia wird behauptet: «Trotz gelegentlicher Schäden an Haustieren und Bienenstöcken ist die Anwesenheit von Braunbären in Österreich heute von der Bevölkerung weitgehend akzeptiert.» Hoffen wir, die Haustiere sehen das auch so.

Bei uns hat das Bundesamt für Umwelt (Bafu) ein Konzept Bär Schweiz verfasst. Bezweckt wird «eine prinzipiell positive Grundeinstellung zur Wiederansiedlung der Braunbären unter Berücksichtigung aller möglichen Konsequenzen und Risiken».

Für M13 bedeutet dies, dass er umerzogen werden soll! Auf der Website des Nationalparks steht die frohe Botschaft: «M13 muss wieder mehr Scheu vor den Menschen beigebracht werden, damit seine Fluchtdistanz wieder vergrössert werden kann. Damit soll auch verhindert werden, dass er regelmässig in Siedlungsnähe auftaucht und dort nach Fressbarem sucht.» Eines steht allerdings fest: Das Fressen werden sie ihm nicht abgewöhnen. In krassem Gegensatz zur schweizerischen Bärenliebe steht übrigens das informative Merkblatt «Der Bär ist ein Raubtier: Halten Sie Distanz!» des Amtes für Jagd und Fischerei Graubünden auf derselben Website. Darin werden Ratschläge erteilt, etwa: «Was tun, wenn ein Bär angreift.» Jeder Teddybär stiftet mehr Trost als das Merkblatt. Wer gerne der gruseligen Realität in die Augen schauen will, sollte auf Youtube «bear attack» eintippen. Man kann dann nämlich sehen, was in den Ländern passieren kann, wo diese Merkblätter erfunden worden sind und verteilt werden.

### Platzproblem im Nationalpark

Jeder Bär ist nämlich ein Problembär. Wir wissen es und blenden es aus. Warum wohl wird sogar der arme Finn hinter Gittern seiner Potenz beraubt? Weil er Junge haben wollte, die wiederum Platz und Futter brauchen. Heute kann man aus lauter politischer Korrektheit einen Zoobären nicht mehr essen, also braucht es die Umsiedlung, und die ist teurer als eine Sterilisierung. Unser Nationalpark hat aber letztlich genau wie der Bärenpark ein Platzproblem. Schon heute zählt das Unterengadin offensichtlich zum Bärenausflugsgebiet. Noch sind viele Bündner enthusiastische Jäger, das Problem könnte sich somit in Grenzen halten. Mit wachsender Bärenpopulation werden aber einige der Gebirgsregionen nicht mehr Naherholungszone für uns sein. Wir müssten sie abtreten, inklusive Skilift und Wodka-Bar. Wer sich für mehr Bären in einem vermeintlichen Streichelzoo in ganz Graubünden und im Wallis einsetzt, sollte sich auch bereits jetzt für die Bärenjagd engagieren, damit das Problem sich in Grenzen halten lässt. Nur, diese zwei Seelen wohnen selten in der gleichen Brust. ○



# Vom Siegen ermüdet

Ein lokaler Erbstreit zwischen Zürich und der Eidgenossenschaft kippt in einen Konflikt von europäischer Dimension. Obwohl die Schweizer bei St. Jakob an der Birs gegen eine französische Übermacht untergehen, wird die Niederlage zur patriotischen Heldentat. *Von Peter Keller*

Auch Verlierer können zu Helden werden. Wenn sie nur strahlend genug untergehen. Kaum ein Sieg in der langen, meist triumphalen Schweizer Kriegstradition reicht an diese mythische Niederlage heran, die sich Ende August 1444 beim Weiler St. Jakob an der Birs zutrug.

Eine rund 1500 Mann zählende Schar Eidgenossen hatte sich, tollkühn und gegen alle Befehle ihrer Vorgesetzten, dem französischen Armagnaken-Heer entgegengeworfen. Nur eine Handvoll von ihnen wird das Massaker überleben. Sie waren der verbündeten Stadt Basel zu Hilfe geeilt. Vor deren Toren lagerte ein gigantischer Tross. Der Dauphin (Kronprinz) und spätere König Ludwig XI. hatte seinen Kriegshaufen übers Elsass Richtung Rhein gelenkt. Gefolgt war er dem Hilferuf des deutschen Königs. Man wollte gemeinsam das immer mächtiger werdende Basel zurückbinden und nebenbei die Schweizer Bauern züchtigen: Ihre fortgesetzte Demütigung des regionalen (österreichischen) Adels hatte die seltsame deutsch-französische Hilfsallianz überhaupt ermöglicht.

Nun also waren sie da, zu Tausenden, die gefürchteten «Schinder», wie sie im Volksmund hiessen, die Armagnaken. Das nach seinem früheren Führer, dem Grafen Bernard d'Armagnac, benannte Heer bestand nur zu einem kleineren Teil aus regulären Kampftruppen: «Seine 30 000 bis 40 000 Mann waren grösstenteils ein internationales Kriegsgelichter, ein Abschaum der Schlachtfelder, das in dem Generationen dauernden Krieg völlig verrotzt war und das nur von Krieg, Raub, Gewalttat und Plünderung lebte», so der Militärhistoriker Hans Rudolf Kurz.

## Eidgenössische Selbsterfleischung

Damit gerät die Eidgenossenschaft vollends in den Sog europäischer Machtkämpfe. Frankreich und England haben sich ineinander verbissen. Es geht um Thronfolgestreit, Besitzungen und Einfluss – die übliche Mischung. Ungewöhnlich ist die Dauer: Der Konflikt wird als der Hundertjährige Krieg (1337–1453) in die Geschichte eingehen.

Da die beiden Kriegsparteien gerade einen achtzehnmonatigen Waffenstillstand eingegangen sind, kommt die Expedition gegen die Eidgenossenschaft gelegen. Nicht einmal der französische König möchte diesen Haufen aus Söldnern, Huren, Quacksalbern, Flüchtlingen



*Todesmutige Eidgenossen:* Schlachtverlauf vor den Toren Basels.

und Marodeuren unnötig auf seinem Territorium dulden. Auflösen kann er ihn aber auch nicht, solange der Krieg mit England andauert.

Die Gelegenheit scheint günstig. Die relativ junge Eidgenossenschaft befindet sich in einer hässlichen Selbstzerfleischungsphase (Alter Zürichkrieg), ausgelöst durch den Tod des letzten Grafen von Toggenburg. Dieser hinterlässt keinen Erben, kein Testament, dafür einen handfesten Streit um seine Territorien. Den für die Eidgenossenschaft wichtigsten – und gefährlichsten – Zankapfel bilden die obere March (mit den heutigen Gemeinden Lachen und Altendorf) und die Grafschaft Uznach. Hier haben die jeweils angrenzenden Zürcher und Schwyzer schon länger Begehrlichkeiten angemeldet, wie auch Glarus.

Einig werden sich die Orte nicht. Zürich erhöht den Druck und beginnt, das verfeindete Schwyz und Glarus mit einer Lebensmittelsperre zu belegen (1438). Es folgt ein erstes Gefecht am Etzel (1439), einer kleinen Passhöhe, die von Einsiedeln, dem Kerngebiet der Schwyzer, hinunter nach Wollerau an den Zürichsee führt. Im Jahr darauf marschieren die Schwyzer und Glarner in das mit Zürich verbündete Sargans ein (1440).

### Ein desaströses Ergebnis für Zürich

Die Eskalationsspirale dreht sich weiter. In Zürich liess der frühere Bürgermeister Rudolf Stüssi seinen Nachfolger in den Kerker werfen. Er war ihm zu friedensüchtig. Als neues Stadtoberhaupt installiert der Putschist einen

### Neben der Abtrünnigkeit machte sich auch die merkantile Veranlagung der Zürcher bemerkbar.

Gefolgsmann: Jakob Schwarzmurer. Am 2. November 1440 erklärt Schwyz Zürich den Krieg, Heisssporn Stüssi übernimmt das militärische Kommando und zieht mit einem 6000 Mann starken Heer nach Pfäffikon. Hier erwarten ihn jedoch nicht nur die Schwyzer und die verbündeten Glarner, auch Abordnungen aus Uri und Unterwalden stehen bereit und erklären ihrerseits Zürich den Krieg.

Diese kampferprobte Allianz kühlt selbst den Übermut eines Rudolf Stüssi. Er zieht sich am folgenden Tag fluchtartig mit seinen Truppen zurück hinter die schützenden Stadtmauern. Am 1. Dezember kommt es zum Kilchberger Frieden. Zürich öffnet wieder seine überlebenswichtigen Märkte, verzichtet auf die Landeshoheit in der Johanniterherrschaft Wädenswil und überlässt Schwyz die Höfe Pfäffikon, Wollerau sowie die Insel Ufenau (alles Orte, die sich noch heute im Schwyzer Kantonsgebiet befinden und tiefer Steuersätze erfreuen). Im Gegenzug erhält Zürich ein paar kleinere Eroberungen zurück – alles in allem ein desaströses Ergebnis.

Tatsächlich wartet das gedemütigte Zürich nur auf Revanche. Die Chance bietet sich mit dem neuen deutschen König Friedrich III. Noch am Krönungstag, am 17. Juni 1442, schliesst die Limmatstadt ein Bündnis mit dem Monarchen. Eine pikante Provokation: Friedrich stammt aus dem Hause Habsburg, der Schweizer Erbfeind. Die Eidgenossenschaft ist in ihrer ureigenen Substanz bedroht: «Diesem gegen die übrigen Orte gerichteten Bündnis lag nichts weniger als der Gedanke zugrunde, eine vom Schwarzwald bis nach Graubünden und Tirol reichende neue Eidgenossenschaft österreichischer Prägung zu gründen, in der Zürich den Vorort bilden sollte» (Hans Rudolf Kurz).

Neben der politischen Abtrünnigkeit machte sich auch die merkantile Veranlagung der Zürcher bemerkbar: Sie überlassen Habsburg den grössten Teil der Grafschaft Kyburg und gewähren Friedrich freie Hand bei der Rückgewinnung der früheren Aargauer Stammlande. Im Gegenzug verspricht der deutsch-österreichische König, Toggenburg und Uznach aufzukaufen und diese anschliessend den Zürchern zu übergeben. Aus dem Bruderszwist wird endgültig ein Konflikt von europäischer Dimension.

Im Mai 1443 erklären Schwyz und Glarus, wenige Tage später auch die übrigen Orte Zürich und Österreich den Krieg. Die Herren an der Limmat sollen zur Räson gebracht werden – notfalls mit Waffengewalt. Nach verschiedenen Scharmützel kommt es vor den Toren Zürichs (bei St. Jakob an der Sihl) zum entscheidenden Sieg. Unter den Toten befinden sich auch der rebellische Stüssi und der Zürcher Stadtschreiber. Durch Vermittlung des Konstanzer Bischofs wird ein erster, auf acht Monate angesetzter Waffenstillstand vereinbart. Kurz vor Ablauf der Frist wollen sich die Konfliktparteien in Baden (22. März 1444) über die weitere Zukunft einigen. Während die Eidgenossen ultimativ die Auflösung des Vertrags mit Österreich fordern, hält Zürich an seinem freien Bündnisrecht fest.

Verständigung sieht anders aus. Das erfahren auch der Zürcher Grosse Rat und seine Gesandten. Als sie am 4. April die Ergebnisse von Baden diskutieren wollen, dringt ein wütender Bürgermob ins Rathaus ein und verlangt den Abbruch der Verhandlungen. Sie wollen von den Badener Vorschlägen nichts wissen. Exemplarisch erzwingen sie die Inhaftierung und schliesslich Hinrichtung dreier Zürcher Ratsmitglieder, die sie allzu anpassersüchtiger Kumpanei mit den Eidgenossen verdächtigen.

### Hinrichtung auf der «Blutmatte»

Der Konflikt zielt in die Schlussgerade. Anfang Mai 1444 beginnen die Eidgenossen mit der Belagerung der zürcherischen Festung Greifensee. Bald fällt das letzte Bollwerk ausser-

## St. Jakob an der Birs, 1444

### Zahlen und Fakten

Rund 1500 Schweizer werden vor Basel von einem vielfach überlegenen französischen Söldnerheer aufgerieben.

### Ursachen und Anlass

Aus einem innereidgenössischen Erbstreit (Alter Zürichkrieg) wird ein Konflikt von europäischer Dimension. Zürich geht ein Bündnis mit Österreich ein. Dieses ruft zusätzlich Frankreich zu Hilfe, worauf Kronprinz Ludwig mit seinen Armagnaken (30 000 bis 40 000 Mann) gegen die Schweiz zieht.

### Folgen und Bedeutung

Die heldenhafte Niederlage bei St. Jakob hat europäische Signalwirkung. Frankreich schliesst einen Friedensvertrag mit der Eidgenossenschaft.

### Chronologie der Ereignisse

**1436:** Der letzte Graf von Toggenburg stirbt kinderlos. Zürich, Schwyz und Österreich streiten sich um seinen Besitz.

**1438:** Zürich verhängt eine Lebensmittelsperre gegen Schwyz und Glarus

**1439:** Erste Kampfhandlungen am Etzel. Die übrigen Orte schlagen sich auf die Seite von Schwyz. Die Zürcher Landschaft wird geplündert.

**1440:** Kilchberger Friede. Zürich muss Pfäffikon, Wollerau, Hurden, Ufenau an Schwyz abtreten und die Kornsperr aufheben.

**1442–1444:** Zürich schliesst ein Bündnis mit König Friedrich III von Habsburg. Die österreichisch-zürcherische Koalition erleidet Niederlagen bei Horgen und St. Jakob an der Sihl. Die Eidgenossen nehmen die Festung Greifensee und richten die Besatzung hin. Beginn der Belagerung von Zürich. Friedrich III. ruft Frankreich um Hilfe.

**26. 8. 1444:** Vernichtende Niederlage der Schweizer gegen die Armagnaken bei St. Jakob an der Birs. Trotzdem schliesst Frankreich Frieden.

**1450:** Definitiver Friedensschluss zwischen Zürich und der Eidgenossenschaft.

### Ausflugstipp

Siechenhaus und Kapelle (St. Alban).

halb der Limmatstadt: Die stark dezimierte Besatzung ergibt sich. Auf Mehrheitsbeschluss der Orte Bern, Solothurn, Uri, Unterwalden, Zug und Glarus – auch Mord muss seine Ordnung haben – werden am 28. Mai die verbliebenen 62 Verteidiger auf der «Blutmatte» von Nänikon bei Uster enthauptet. Es sei das Erbärmlichste gewesen, was man je gesehen habe, schreibt der Schwyzer Chronist und Augenzeuge Hans Fründ, der sich seiner eigenen, siegreichen Mitlandleute schämt: «Die Hingerichteten sind zu einem guten Teil nur arme und am Krieg unschuldige Bauersleute gewesen.» Gottfried Keller verewigte die Schande in seiner Novelle «Der Landvogt von Greifensee».

Mit geballter Kraft geht es nun gegen den am unteren Zürichsee gelegenen Stadtstaat. Zu Wasser und zu Land rücken die Eidgenossen vor. Rund 20 000 Mann soll das Belagerungsheer gezählt haben. Das Kommando in Zürich hat ein Österreicher inne, Ritter Hans von Rechberg, dem die Stadt schon 1443 Gefolgschaft geschworen hatte. Ihm gelingt es, den verschiedenen Anstürmen erfolgreich zu trotzen. Das schon Wochen andauernde Gefecht zermüht beide Seiten. Für den entscheidenden Showdown sucht Österreich nach weiteren Bündnispartnern – und findet schliesslich Unterstützung in Frankreich.

### Der französische König war noch so froh, seine unterbeschäftigte Horde Richtung Basel ziehen zu lassen.

Hier schliesst sich der Kreis: Der französische König war noch so froh, seine unterbeschäftigte Armagnaken-Horde Richtung Basel und Eidgenossenschaft ziehen zu lassen, zumal ihn die Aussicht reizte, Frankreichs Grenzen bis an den Rhein auszudehnen. Auf Anweisung seines Vaters übernimmt Kronprinz Ludwig im Juli 1444 den Oberbefehl über das bei Langres, rund 200 Kilometer westlich von Basel zusammenströmende Heer, dessen Kampfeskraft und Barbarei gleichermassen legendär waren.

Basel suchte sich, so gut es ging, mit zusätzlichen Wällen gegen die bevorstehende Erstürmung zu schützen. In Zürich wagt Stadthauptmann Rechberg einen Ausfall und dringt bis nach Brugg vor, um den Armagnaken den wichtigen Aareübergang freizuhalten. Als die Eidgenossen heranstürmen, flüchtet er auf die Farnsburg unweit von Liestal, seine Verfolger hinterher. Rund 2000 Mann werden die Festung belagern – ähnlich erfolglos wie ihre Kameraden in Zürich. Solche taktischen Geplänkel liegen den ungestümen Eidgenossen ohnehin nicht. Auch fehlt ihnen meistens das schwere Kriegsgerät, um den Schutzbauten entscheidend beizukommen.

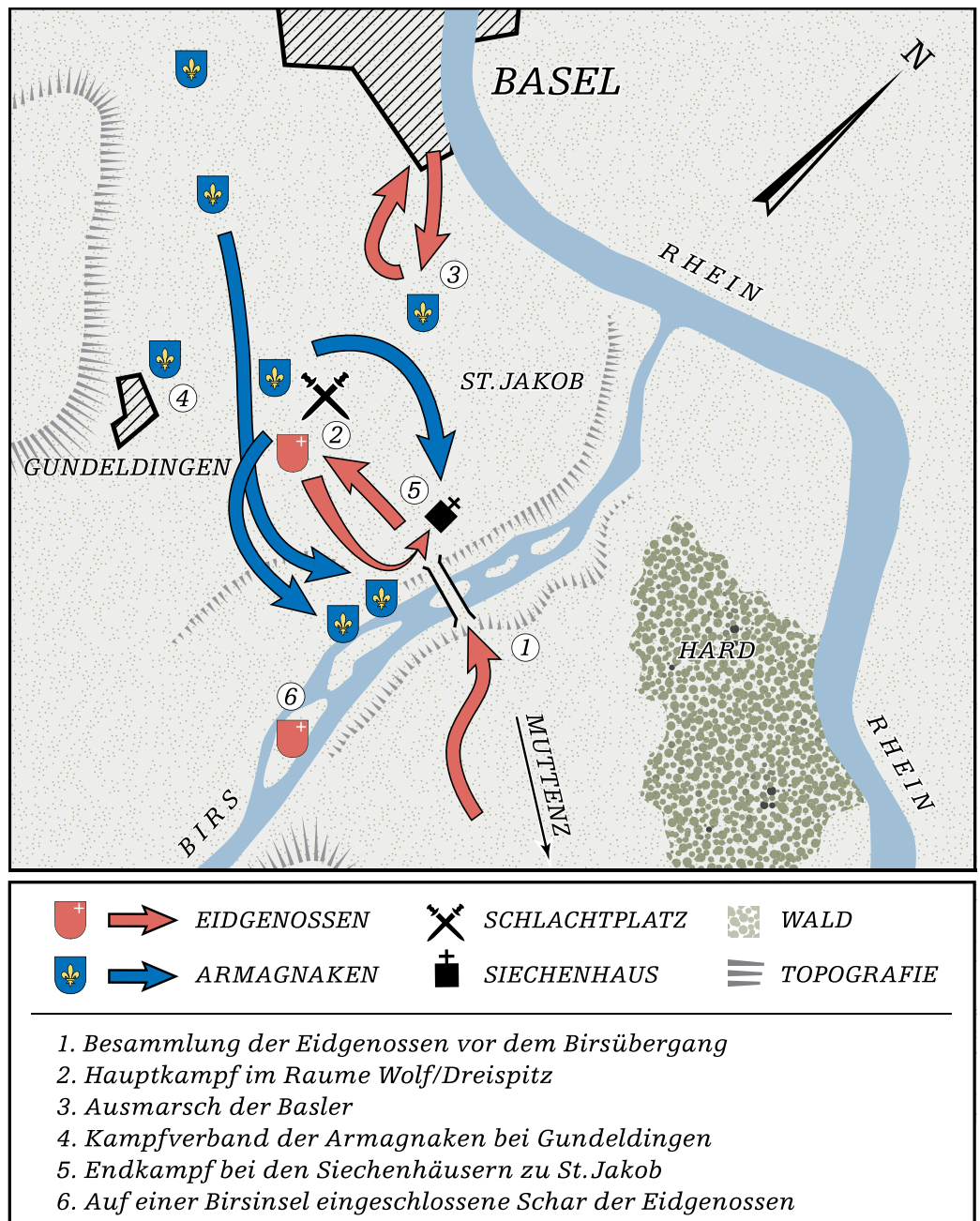
Umso bereitwilliger ziehen 700 von ihnen los, als eine Vorhut der Armagnaken vor Basel auftaucht und die an der Birs liegenden Dörfer besetzt. Sie werden verstärkt von 600 Eidgenossen aus dem Lager vor Zürich und gut 200 Getreuen aus der Basler Landschaft. Nach einem nächtlichen Eilmarsch treffen die Schweizer am Morgen des 26. August 1444 bei Pratteln auf die feindliche Vorhut, greifen unmittelbar an, «werfen dieselben nieder und schlagen die meisten tot». Schritt für Schritt fliehend, hätten sich die Armagnaken zum Hauptharst zurückgezogen, berichtet Aeneas Silvius Piccolomini (1405–1464), der spätere Papst Pius II. Der italienische Geistliche war bis 1439 als Berater im Konzil zu Basel tätig.

### Bote mitsamt seinem Pferd erstochen

Wie weiter? Zweifellos hatten die Eidgenossen einen ersten, berauschenden Sieg errun-

gen. Aber nur gegen ein etwa gleich starkes Kontingent. Hinter diesem wartete die geballte französische Heereskraft. Aus taktischen Gründen, das wussten die schweizerischen Anführer, wäre ein vorschneller Vorstoss über das Birsufer verheerend. So viel Bedachtsamkeit mochten die jugendlichen Raufbolde jedoch nicht gelten lassen. Man warf sich gegenseitig Meineidigkeit und Feigheit vor.

Der Historiker Werner Meyer beschreibt in seiner Jubiläumsschrift von 1994 den dramatischen Umschlag: «Ein Bote, dem es gelungen war, sich von der Stadt zu den Eidgenossen durchzuschlagen, einerseits um mitzuteilen, dass Basel keine Hilfe schicken könne, andererseits um vor der Übermacht der Schinder zu warnen, wurde mitsamt seinem Pferd erstochen.» Das gleiche Schicksal hätten die aufgebrachten Kriegsknechte ihren Hauptleuten angedroht, falls diese sich weigern sollten, sie gegen die Feinde zu führen.



Kein Halten mehr: Kampfverlaufskarte der Schlacht von St. Jakob an der Birs im Jahr 1444.

Es gibt kein Halten mehr. Tollkühn stürzen sich die Schweizer in die Birs, um unter dem Geschützfeuer der Gegner am anderen Ufer hinaufzukletteren. Eine grössere Gruppe bleibt auf einer der Flussinseln hängen und wird von den französischen Bogenschützen und Kanonen fast vollständig aufgerieben. «Sie suchen Ruhm und finden Untergang»,

## Heldhaft bis zur Tollkühnheit waren sie alle, die zwischen Birs und Siechenhaus ihr Leben liessen.

fasste Aeneas Silvius das Geschehen zusammen. Wobei in der weiteren Beschreibung der Untergang durchaus ruhmreich vonstattengeht. Ein «grauser, schrecklicher Kampf» habe begonnen. Schauerlich sei zu hören, wie die Schweizer aus ihren Leibern die blutigen Pfeile rissen und sich mit abgehauenen Händen auf die Feinde warfen. «Einige von Spiessen durchbohrt und von Geschossen belastet, rannten in die Armagnaken hinein und rächten ihren Tod.»

Die Basler hocken derweil in ihrer Stadt. Einmal nur wagen sie einen vorsichtigen Ausmarsch, um dann sofort vor den Franzosen hinter die sicheren Mauern zurückzuweichen. Inzwischen kämpfen sich die verbliebenen rund 500 Eidgenossen ins Siechenhaus bei St. Jakob vor. Eine tödliche Ironie: Im Mittelalter wurden die Schwerkranken («Siechen») regelrecht zum Sterben ausgelagert in eigens dafür gebaute «Siechenhäuser» ausserhalb der Stadt. «Zuletzt sanken die Schweizer, nicht besiegt, sondern vom Siegen ermüdet, mitten unter den gewaltigen Feindeshaufen zusammen», schreibt Aeneas Silvius etwas pathetisch und in Anlehnung an antike Kriegsschilderungen. Für die Armagnaken sei es ein «trauriger, höchst blutiger Sieg» geworden, den sie nicht ihrer Tapferkeit, sondern ihrer Übermacht zu verdanken hatten. Heute spielen im Stadion St. Jakob Fussballhelden um den Sieg – für Millionensaläre.

### «Helden ergeben sich unter Gott»

Kaum einer kam lebend davon. Am Abend des 26. August 1444 sterben die letzten Eidgenossen. Doch der erbitterte Widerstand blieb nicht ohne Eindruck. Entgegen allen Erwartungen bricht der französische Thronfolger die Belagerung Basels ab und zieht den Rhein abwärts.

Im elsässischen Ensisheim unterzeichnet der Dauphin einen Friedens- und Freundschaftsvertrag mit Basel, Solothurn und der Eidgenossenschaft, Zürich ausgenommen. «So konnte selbst diese Niederlage zum patriotischen Schlachtenmythos werden», schreibt Volker Reinhardt. In der Schlacht an der Birs habe die Schweiz ihre Thermopylen gefunden. «Wie einst der Spartanerkönig Leo-

nidas und seine Schar hatte sich die tapfere Jungmannschaft der Eidgenossen geopfert, um das Vaterland vor der Zerstörung zu bewahren.»

Schon Johannes von Müller (1752–1809), Geschichtsschreiber und Staatsmann, wird die Niederlage zu poetischen Bildern hinreissen: «Helden ergeben sich unter Gott, gewöhnliche Menschen meinen, durch Niederträchtigkeit dem Schicksal zu entweichen.» Im Gegensatz zu früheren Schweizer Schlachten wird sich jedoch keine einzelne, auf eine Person abgestützte Legende herausbilden. Wie auch? Heldhaft bis zur Tollkühnheit waren sie alle, die zwischen Birs und Siechenhaus ihr Leben liessen.

Namenlos und stellvertretend für die todesmutige Kampfbereitschaft der Eidgenossen steht eine letzte Episode: Ein Burkhard Münch zu Landskron, Spross eines habsburg-treuen Basler Rittergeschlechts, soll durch das

von Toten und Verwundeten übersäte Schlachtfeld geritten sein und habe es sich nicht verkneifen können, die unterlegenen Eidgenossen zu verhöhnen. Er klappte das Visier hoch und kommentierte den blutigen Anblick mit seiner ganzen ihm zur Verfügung stehenden Herablassung: «Ich siche in ein rossegarten, den min fordren geret hand vor hundert jar» («Ich blicke in einen Rosengarten, den meine Vorfahren vor hundert Jahren gepflanzt haben»). Die Antwort kam postwendend. Einer der verblutenden Eidgenossen greift nach einem Stein und schleudert diesen mit letzter Kraft ins offene Visier des Ritters und ruft dazu: «Friss eine deiner Rosen!» Burkhard Münch zu Landskron wird das Mahl nicht überleben.

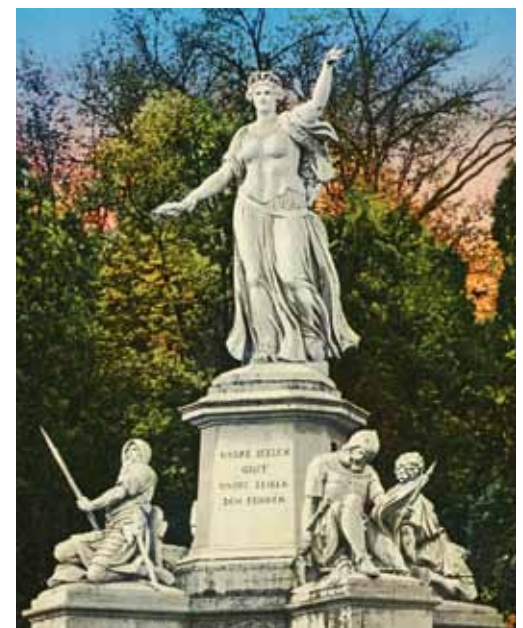
Schlachtenserie, nächste Folge: Tessiner Feldzüge



*Europäische Dimension:* die Eidgenossen gegen das französische Söldnerheer; im Hintergrund Basel.



*Übermacht:* die Armagnaken vor Basel.



*Namenlose Helden:* das Denkmal von St. Jakob.

# «Intellektuell absolut brillant»

Er gehört zu den erfolgreichsten Schweizer Finanz-Unternehmern: Fredy Gantner, Präsident der Partners Group und gläubiger Mormone. Im Interview spricht er über Geld und Familie, «Heuschrecken» und seinen Freund Mitt Romney. Von Urs Gehrig, Roger Köppel und Lea Meienberg (Bild)

**Herr Gantner, muss ein Private-Equity-Spezialist das Geld lieben wie ein Künstler sein Instrument?**

Nicht zwangsläufig. Wenn es mir nur ums Geld gegangen wäre, hätte ich mich sicher nie selbständig gemacht. Ich arbeitete zuvor bei Goldman Sachs und verdiente mit 28 Jahren in gewissen Monaten so viel wie andere Berufsleute in einem ganzen Jahr. Mein Vater hatte nach 30-jähriger, erfolgreicher Laufbahn weniger Jahresverdienst als sein nicht mal 30-jähriger Sohn. Als ich ihm sagte, ich würde meine Stelle bei Goldman für eine eigene Firma aufgeben, sagte er: «Du bist wahnsinnig.» Ich wollte jedoch einfach mehr bewegen können.

**Konnten Sie das bei Goldman Sachs nicht?**

Eigentlich interessiert mich nicht, ob Novartis günstiger ist als Roche oder ob Kunden Swiss-Life- oder Swiss-Re-Aktien kaufen sollten. Mir macht es viel mehr Freude, in einem Warenhaus einen Lasse-Kjus-Ski-anzug zu sehen und zu wissen: Ohne unsere Finanzierungen und unser strategisches Mitwirken gäbe es heute dieses Unternehmen wohl nicht. Private Equity ist zu einem ganz wichtigen Katalysator für das Wirtschaftswachstum geworden.

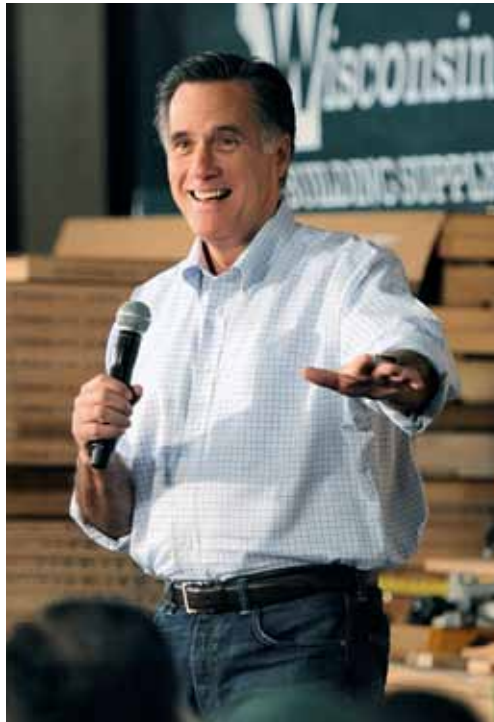
**Gerade Private-Equity-Leute hatten lange einen schlechten Ruf. Vor einigen Jahren bezeichnete man sie als «Heuschrecken», die Firmen zerstückeln und mit Profit wieder abstossen. Wie reagieren die Leute, wenn Sie sagen, Sie arbeiteten in dieser Branche?**

Es gab Momente, da war es schon frustrierend. Ich hatte den Eindruck, man wollte uns gar nicht verstehen. Tatsächlich kommt es nur bei rund zehn Prozent der Beteiligungen im ersten Jahr zu Stellenkürzungen, weil zum Teil strukturelle Schwächen in den Unternehmen bestehen. In einem Zeitraum von fünf Jahren schaffen Private-Equity-finanzierte Unternehmungen jedoch ein um ein Vielfaches grösseres Jobwachstum als die Mehrheit der öffentlich gehandelten Unternehmen. Ausserdem erzielen wir solide, nachhaltige Renditen für unsere Kunden. Dazu zählen traditionell vorwiegend Pensionskassen und Versicherungen. Mit anderen Worten: Von den Aktivitäten der Private-Equity-Branche profitiert ein Grossteil der Bevölkerung. Umso mehr stört es mich, wenn wir mit Hedge-Funds

verglichen und in den Heuschrecken-Topf geworfen werden.

**Schlecht fürs Image der Geldindustrie sind auch die hohen Gehälter der Banker. Im Volk löst es Unverständnis aus, wenn ein gewöhnlicher, 25-jähriger Banker eine Million scheffeln kann. Verdient so eine Person, was sie verdient?**

Nein, natürlich nicht. Auch ich war damals überzahlt. Die Börse oder der Markt der Firmenfusionen läuft ja nicht wegen solcher Leute gut, sondern das ist ganz einfach zyklisch. Bill Clinton meinte dazu: «It's the market, stupid!» In der Finanzwelt gibt es zu viele falsche Anreizsysteme. Gewinn und



«Gradlinig»: Mormone Romney.

Erfolg werden zu kurzfristig bemessen. Für die hohen Boni zahlen viele allerdings einen hohen Preis. Tag und Nacht an der Arbeit, kaum Erholungszeit. Bedenklich finde ich persönlich auch, dass die meisten Top-Leute bei Goldman geschieden und nochmals geschieden waren. Ein wichtiger Erfolgsfaktor unserer Firma ist sicherlich, dass viele leitende Mitarbeiter stabile Ehen haben.

**Es gibt sicher noch andere Erfolgsfaktoren.**

Wir fördern eine partizipative Firmenkultur. Jeder Partner hat eine Stimme, und jeder Mitarbeiter ist mit langfristig gebundenen Aktien oder Optionen am Unternehmen

beteiligt. Selbstverständlich ist bei uns auch, dass das Wochenende der Familie gehört und man fünf oder sechs Wochen Ferien machen darf, ohne sich genieren zu müssen. Alle fünf Jahre gibt es ein dreimonatiges Sabbatical.

**Mit dem Börsengang Ihres Unternehmens haben Sie mehrere hundert Millionen verdient. Was macht ein 43-jähriger Mann mit so viel Geld wie Sie?**

Ich habe gut hundert Millionen erhalten. Darüber hinaus sind es heute lediglich Buchgewinne. Natürlich ist es schön, sich keine finanziellen Sorgen machen zu müssen. Mit meiner Familie geniesse ich unser Zuhause und spannende Reisen. Es ist mir und meiner Frau aber sehr wichtig, unseren Kindern vorzuleben, dass Wohlstand auch verpflichtet. So engagieren wir uns vor Ort für Hilfsprojekte in Indien und Afrika. Die Wichtigkeit der Familie ist uns ebenfalls ein grosses Anliegen, und so unterstützt unsere Stiftung auch diverse familienorientierte Projekte in der Schweiz. Ausserdem erfüllen wir uns und den Kindern nicht einfach so jeden Wunsch. Dass man sich viel leisten könnte, bedeutet nicht, dass man alles haben muss.

**Verdirbt Geld den Charakter?**

Finden Sie mich verdorben? Ich würde anders fragen.

**Wie denn?**

Wie geht man verantwortungsvoll mit viel Geld um? Christus hat einmal gesagt: «Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher ins Reich Gottes kommt.» Also sollte man als Mensch mit Herz in einer solch privilegierten Situation ganz sorgfältig über diese Schriftstelle nachdenken. Ich glaube, Geld muss den Charakter nicht verderben, aber Geld legt offen, was für einen Charakter eine Person hat.

**Sie sind Mormone. Hilft Ihnen Ihre Religion, mit Geld umzugehen?**

Ja, natürlich. Jeder Christ sollte sich ernsthafte Gedanken dazu machen. Damit sage ich aber nicht, dass meine Frau und ich es besser machen als Nicht- oder Andersgläubige. Meine Mitgründer Marcel Erni und Urs Wietlisbach sind hartgesottene Atheisten. Deswegen gehen sie nicht weniger verantwortungsvoll mit dem Geld um. Aber ich bin generell der Meinung, dass religiöse Werte einen hohen Stellenwert haben. Es beeindruckt mich beispielsweise stets, wie stark





«Erfolg im Leben misst sich nicht am Bankkonto»: Unternehmer Gantner.

man im Islam karitativ tätig ist. Das sehe ich bei unseren arabischen Kunden, welche mit hohen Summen gegen Hunger kämpfen, Gesundheitsprojekte unterstützen und Schulung ermöglichen.

#### **Werden Sie als Mormone in der Finanzwelt nicht belächelt?**

Früher noch eher – zumindest in der Schweiz –, heute ist das akzeptiert. Wenn Sie übrigens in den USA Business machen, haben Sie als Mormone die besten Referenzen. Es gibt wohl keine andere religiöse Minderheit, die einen so guten Ruf in Bezug auf Integrität hat wie die Mitglieder der Church of Jesus Christ of Latter-day Saints [offizieller Kirchennamen, Anm. d. Red.]. Mit vierzehn Millionen Mitgliedern ist unsere Kirche heute weltweit vertreten. Mormone sind akzeptiert als CEOs führender Konzerne wie Deloitte & Touche, Dell, Black & Decker, etc. Haben Sie gewusst, dass die Marriotts [Hoteldynastie, d. Red.] Mormone sind?

#### **Vielleicht haben wir mit Mitt Romney sogar einen Mormonen als nächsten US-Präsidenten.**

Und wissen Sie was? Die Welt würde sich ganz normal weiterdrehen.

#### **Welche Qualitäten, die sich aus seinem Glauben ableiten lassen, zeichnen Romney aus?**

Mitt Romney besitzt viele Qualitäten: eine exzellente Ausbildung, einen hervorragenden Leistungsausweis als Berufsmann; er hat die Olympischen Spiele von Salt Lake City organisiert – ohne wie üblich bei solchen Veranstaltung ein Defizit zu hinterlassen. 2002 wurde er als Republikaner in Massachusetts, einer Demokraten-Hochburg, zum Gouverneur gewählt. Er hat mit seiner Frau fünf Kinder grossgezogen und ehrenamtlich über all die Jahre in seiner Kirche gedient. Aber keine dieser Qualitäten lässt sich einfach aus seinem Glauben ableiten. Sie finden die gleichen Eigenschaften auch bei Frauen und Männern anderer Religionen. Mitt wäre ein hervorragender Präsident, aber nicht weil er Mormone ist, sondern weil er eine herausragende Persönlichkeit ist.

#### **Sie haben wie Romney an der Brigham Young University in Utah studiert. Kennen Sie ihn persönlich?**

Meine Kollegen haben eng mit Mitt zusammengearbeitet. Partners Group und Bain Capital haben 1999 versucht, den Sulzer Verwaltungsrat von einem Taking Private zu überzeugen. Damals war Sulzer noch ein riesiges Konglomerat. Wir waren überzeugt, dass Sulzer Medica allein mehr Wert hat. Der Deal war viel zu gross für die damalige Partners Group. Da haben wir Bain Capital kontaktiert, eine US-amerikanische Private-Equity-Firma, welche von Romney 1984 mitgegründet worden

#### **Alfred Gantner**

Alfred «Fredy» Gantner, 43, wuchs in Wettingen AG auf. Als Jugendlicher gastierte er mit seiner Wanderdisco «Skyline» in Turnhallen und Gemeindesälen; nach einer Banklehre bei der Bank Cantrade (UBS) in Zürich studierte er Betriebswissenschaft in Utah, USA, bevor er bei Goldman Sachs anheuerte. 1996 gründete er mit zwei Partnern die Partners Group in Baar ZG, die auf Private-Market-Anlagen (Private Equity, Private Debt, Private Real Estate, Private Infrastructure) spezialisiert ist. Sie beschäftigt über 600 Mitarbeiter und verwaltet über 30 Milliarden Franken an Kundenvermögen. Heute ist Gantner Verwaltungsratspräsident der Partners Group. Er ist verheiratet, Vater von fünf Kindern und Mormone. (WW)

war und noch heute weltweit zu den besten Healthcare-Investoren gehört.

#### **Dann kam Romney in die Schweiz?**

Mitt Romney kam hierher, stand vor den Sulzer-Verwaltungsrat und sagte: «Ich werde versuchen, Sie hier und jetzt zu überzeugen, dass wir als Private-Equity-Firma ein besseres, langfristigeres Kapital garantieren. Sollte mir das nicht gelingen, bedanke ich mich für die Anhörung und setze mich wieder in den Flieger. Sie müssen von uns keine unfreundliche Übernahme erwarten. Ich kaufe eine Firma nur mit der Unterstützung des Management-Teams, des Verwaltungsrats und der Aktionäre.» Er war hervorragend vorbereitet, hochprofessionell, und seine Umgangsformen waren bemerkenswert.

#### **Aber der Deal kam nicht zustande?**

Der Sulzer Verwaltungsrat entschied sich ganz knapp dagegen. Sie haben dann später Sulzer Medica selbst an die Börse gebracht.

#### **Wie ist Romney in der direkten Begegnung?**

Intellektuell absolut brillant, geradlinig und sehr prinzipientreu. Er hat Kunden aus der ganzen Welt betreut, von Nordamerika über den Mittleren Osten bis weit nach Asien. George W. Bush hatte vor seiner Präsidentschaftskandidatur seinen Fuss nur auf amerikanischen und mexikanischen Boden gesetzt. Romney ist das pure Gegenteil. Er ist weltgewandt und bestens vernetzt.

#### **Kaum je hat ein Ausscheidungsrennen für einen republikanischen Präsidentschaftsanwärter so lange gedauert wie jetzt. Können Sie sich erklären, warum Romney beim Publikum keine Euphorie auslöst?**

Mitt ist ein brillanter Technokrat, aber er ist kein Entertainer. Entgegen vielen Medienberichten fehlt es ihm nicht an Charisma. Aber er hat Mühe, es auf der Bühne und via Fernsehen zu vermitteln.

**Eine Umfrage der Los Angeles Times vom letzten Juni zeigte: Mindestens einer von fünf republikanischen Wählern würde «aus Prinzip» keinen Mormonen ins Weisse Haus wählen. Bei den Demokraten lag die Ablehnungsquote gar bei 27 Prozent. Wie erklären Sie die Vorbehalte gegen die Mormone?**

In gewissen gesellschaftlichen Kreisen gibt es ganz klar einen Antireflex gegenüber Mormonen, wie beispielsweise bei den ultrakonservativen Evangelikalen und auch bei der politischen Linken. Oft sind Leute, welche Toleranz gegen alles Mögliche predigen, selbst sehr intolerant. Ich glaube, es ist eine Hypothek, die er ins Präsidentenrennen mitnehmen wird. Doch vor Kennedy war es undenkbar, dass ein Katholik US-Präsident würde. Kennedy hat für die Katholiken das Eis gebrochen. Vielleicht bricht Romney das Eis für die Mormone.

**Das Mormonentum ist eine junge Religion. Die Heilsgeschichte beschreibt in Ergänzung der Bibel die Besiedlung Amerikas. Wie kommt ein Schweizer dazu, dieser amerikanischen Religion beizutreten?**

Es war ein persönlicher Prozess, welcher seinen Anfang im Konfirmationsunterricht bei Pfarrer Waldvogel nahm und in mir das Interesse für meine spirituellen Wurzeln weckte: «Was war vor diesem irdischen Leben?» – «Warum sind wir hier, und was kommt danach?» Nach vielen interessanten Gesprächen mit Gläubigen und Priestern der reformierten und der katholischen Kirche, aber auch mit Juden und muslimischen Gläubigen sowie nach der Auseinandersetzung mit den Lehren verschiedenster Religionen habe ich mit 23 Jahren in den christlichen Lehren der Kirche Jesu Christi die ganzheitlichste Erklärung für den Zweck meines Daseins gefunden.

**Welche Erkenntnis aus dem Mormonentum ist Ihnen der wichtigste Wegweiser im täglichen Leben?**

Unser christliches Gedankengut lehrt, dass wir hier auf Erden sind, um geistig, charakterlich und intellektuell zu wachsen. Auf diesem Weg werden wir von einem liebenden Vater im Himmel begleitet. Meine Beziehung zu Gott durch das persönliche Gebet, das Lesen der Heiligen Schriften und die wöchentlichen Gottesdienste sind mir eine grosse Quelle der Kraft.

**Gemessen am Erfolg vieler Kirchenmitglieder, erscheint das Mormonentum als Hochleistungsreligion. Was ist das ökonomische Erfolgsrezept der Mormone?**

Wir kennen kein ökonomisches Erfolgsrezept oder calvinistisches Erfolgsdenken. Der Erfolg im Leben misst sich nicht am Bankkonto. Unser ehemaliger Kirchenpräsident David O. McKay hat gelehrt: «Kein Erfolg kann ein Versagen in der Familie wettmachen.» Unsere Religion ermutigt das

Streben nach persönlichem Fortschritt, so wird bereits die Ausbildung stark gewichtet, und dies, verbunden mit Lebensfreude, Ausdauer und hohen ethischen und moralischen Massstäben, sind wohl auch nachhaltige Erfolgsfaktoren in weltlichen Belangen.

**Im Unterschied zu vielen US-Politikern spricht Romney kaum je öffentlich über seinen Glauben. Generell äussern sich Mormonen oft sehr zurückhaltend über ihre Religion. Weshalb?**

Ein Glaubensbekenntnis ist ja auch eine sehr persönliche Angelegenheit, und in unserer säkularen Welt wird man oft belächelt. Die meisten Menschen sind verletzlich, wenn es um die religiösen, oft innersten Gefühle geht. Gerade in den Medien wird dem Thema Religion oft mit Sarkasmus und Zynismus begegnet. Der *Weltwoche*-Artikel über die Mormonen (Ausgabe Nr. 3/12) war ein solches Beispiel.

**Was hat Sie am Artikel besonders gestört?**

Sie haben geschrieben: «Ihr Glaube [jener der Mormonen, d. Red.] hat nichts Verfeinertes oder gar Intellektuelles. Die Entstehungsgeschichte ist ebenso peinlich zu lesen wie einfach zu durchschauen.» Wenn man sich lustig macht über die Entstehung unserer Kirche, dann muss ich fragen: Was nützt das bei der Bewertung des Mormonismus als Beitrag zur Gesellschaft? Religiöse Überlieferungen und Traditionen oder gar Sakramente ins Lächerliche zu ziehen, dient der Gesellschaft nicht, sondern erschwert den Dialog zwischen den Religionen.

**Die Entstehung der religiösen Schrift der Mormonen liest sich abenteuerlich. Religionsgründer Joseph Smith ist gemäss eigenen Angaben 1827 durch Fingerzeig eines Engels – Moroni – in den Besitz von Goldplatten gelangt, welche versehen waren mit antiken Schriftzeichen, die er entziffert habe. Der Schriftsteller Mark Twain bezeichnete Smiths Niederschrift als «gedrucktes Chloroform». Das übrige Christentum erkennt das «Buch Mormon» nicht an. Welche Kritik an Ihrem Glauben ärgert Sie am meisten?**

Wenn uns das Christsein aberkannt wird. Wie können einzelne Religionsvertreter einen monopolistischen Anspruch auf das Christentum erheben? Bereits im Jahre 325 wurde in Nicäa um das Wesen der Gottheit gerungen, und im Gegensatz zur Trinität verstehen wir Gott, Christus und den Heiligen Geist als drei göttliche Wesen. Auch um den biblischen Kanon wurde über Jahrhunderte gestritten, und viele Schriften, gar solche in der Bibel erwähnte, fanden keine Aufnahme. Das «Buch Mormon» als weiterer Zeuge für Jesus Christus neben unserer Bi-

---

**«In den Medien wird dem Thema Religion oft mit Zynismus begegnet. Auch in der *Weltwoche*.»**

---

bel kann doch kein Grund zur Ausgrenzung aus der Gemeinschaft der Christen sein.

**Welches war der grösste Fehler in der jungen Geschichte des Mormonentums?**

Die Kirche anerkannte erst 1978 schwarze Männer im Priestertum, was wir aus heutiger Sicht nicht nachvollziehen können. Die Öffnung des Priesteramtes für alle Männer wurde schliesslich mit grosser Zustimmung der Mitglieder gutgeheissen. Genauso unglaublich ist es allerdings heute, dass erst kurz vorher das Frauenstimmrecht in der Schweiz eingeführt wurde und die Frauen im Appenzell bis 1990 warten mussten. Gott sei Dank haben sich die Zeiten geändert. Im historischen Kontext scheint auch die Abschaffung der Polygamie im Jahre 1890 eher spät, welche in der Frühphase der Kirchengründung und der massiven Verfolgung durchaus einen sozialen Nutzen hatte.

**Extreme Blüten treiben bisweilen die mit grossem Aufwand verfolgte Ahnenforschung und die Taufe verstorbener Ahnen. So haben Mormonen Listen von jüdischen Holocaust-Toten aufgetrieben und angefangen, Schoah-Opfer zu taufen. Erst nach dem Protest jüdischer Organisationen wurde das Unterfangen 1995 eingestellt.**

Das ist passiert, und es ist kein Ruhmesblatt. Die Kirche hat sich dafür entschuldigt und

hat Wiedergutmachung geleistet. Dies ist eine berechtigte Kritik.

**Das Hinterfragen von Religionen und ihrer Vertreter ist in unserer säkularen Gesellschaft verbreitet. Mormonen reagieren auf Kritik oft empfindlich. Weshalb?**

Religiöse Menschen definieren sich stark über ihren Glauben, und somit kann Kritik sie sehr persönlich treffen. Trotzdem darf und soll man auch Religionen kritisch hinterfragen. Ich plädiere für einen aufgeklärten Ansatz und halte es mit Gotthold Ephraim Lessing, welcher Nathan den Weisen in seiner Ringparabel sprechen lässt: «Es strebe von euch jeder um die Wette, die Kraft des Steins in seinem Ring an den Tag zu legen!» Oder mit anderen Worten: «Messen wir Religionen an ihrem positiven oder negativen Einfluss auf die Gesellschaft.»

**Welchen Einfluss der Kirche Jesu Christi auf die Gesellschaft würden Sie als besonders positiv werten?**

Nicht im Grossen, sondern im Kleinen liegt die Nachhaltigkeit. Schon Gotthelf schrieb: «Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland!» Mitglieder unserer Kirche sind angehalten, die Familie an die erste Stelle zu setzen. Wir wollen unsere Kinder zu positiven, lebensfähigen Menschen heranwachsen lassen, die bereit sind, einen Beitrag zum Gemeinwesen zu leisten. Nicht umsonst hat sich der Staat Utah, welcher von den frühen Kirchenmitgliedern gegründet wurde, in fast allen Aspekten zu einem Vorzeigestaat in den USA entwickelt.

**Eigentlich müssten Sie längst nicht mehr arbeiten. Warum tun Sie es trotzdem?**

Weil ich mich verantwortlich fühle für 32 Milliarden Dollar an Vorsorgegeldern von Millionen von Menschen, die wir rund um die Welt betreuen. Fast gleich wichtig: Ich hoffe, dass die Firma eine Möglichkeit für Mitarbeiter bietet, sich in allen Dimensionen entwickeln zu können. Zu den grössten Befriedigungen gehört es für mich, junge Leute in ihrer Entwicklung zu begleiten, damit sie über sich hinauswachsen können.

Mitarbeit: Claude Baumann

## Investieren Sie in die «ROSENLAUBE» Rafz –

Sie kaufen eine Wohneinheit, wir vermieten und sichern Ihnen eine attraktive und nachhaltige Rendite.



Lassen Sie sich unverbindlich beraten.

[www.rosenlaube.ch](http://www.rosenlaube.ch)  
Telefon +41 43 810 90 10



## Paris bei Tag

Von Daniele Muscionico

Was will uns dieses luftige Bild bedeuten? Wird hier auf den Dämmwert von modernem Fensterglas hingewiesen? Oder auf den Narzissmus der Frau, die ihren eigenen Anblick reizender findet als alles, was man ihr zu Füßen legt? Und sei das Paris. Oder: Macht sich hier ein Engel abflugfein? Und am rechten Bildrand wartet Otto Sander, um mitzufiegen?

Dieses Bild mag vieles sein, auf keinen Fall aber ist es ein Werbespot für Paris. Eher ist es eine Revanche. Denn wenn wie hier eine junge Frau der Stadt der Liebe ihre kalte Schulter zeigt, lässt das tief blicken. Und nicht nur in die Seelenlage dieses nachlässig bekleideten Phlegmas. Wer Paris derart mit Verachtung straft, meint es ernst. So ernst, wie es Helmut Newton ernst meinen konnte mit seinem Spass, mit seiner Ironie, mit seiner Provokation, mit seinem *porn-chic*, mit seiner Liebe zu starken Frauen, mit seiner Liebe zu Paris.

Über 20 Jahre hat der 2004 verstorbene deutsche Starfotograf in Paris gelebt und gearbeitet. Doch erst jetzt widmet die stolze Stadt ihrem stolzen Sohn eine Hommage: Das Pariser Grand Palais öffnet ihm seine Tore, *et voilà*: «Newton aus der Sicht Newtons» ist ein Verkaufsschlager des Pariser Frühlingstourismus, weil die erste Gesamtretrospektive nach dessen Tod.

Im Grand Palais nun darf der Geist von Helmut – durch die Hand seiner Frau June – König der Belle Epoque sein und die hohen Glashallen ganz alleine beherrschen. Der Bau, für die Weltausstellung errichtet, soll «la gloire de l'art français» verherrlichen, so sagt es die Inschrift im Giebel, und so hält es die Grande Nation üblicherweise bis heute. Eine deutsch-französische Freundschaft, *enfin*? Newton hatte zu Lebzeiten vergeblich versucht, sein Werk der französischen Nationalgalerie zu vermachen. Die gigantische Retrospektive ist zumindest eine Anerkennung.

Denn Newton aus der Sicht Frankreichs ist kein Yves Saint Laurent, von dem man auch sagt, er hätte den Frauen Macht verliehen. Saint Laurent erfand für sie den Smoking, und dafür lieben ihn die Franzosen bis heute. Newton darf sich der Leistung rühmen, die Damen wieder aus demselben geschält zu haben. Inwiefern dies eine zivilisatorische Errungenschaft ist, ist unter zivilisierten Völkern noch immer umstritten. Denn wie Figura beweist: Schlimmstenfalls nämlich ist so ein nacktes Ding sogar für Verkehrsstatus verantwortlich.

Newton aus der Sicht Newtons: Grand Palais, Paris, bis 17. Juni



Verkaufsschlager des Frühlingstourismus: Frauenporträt von Helmut Newton.



## Belletristik

- 1 (2) **Jonas Jonasson**: Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand (*Carl's Books*)
- 2 (1) **Jussi Adler-Olsen**: Das Alphabethaus (DTV)
- 3 (-) **Sarah Lark**: Die Tränen der Maori-Göttin (*Bastei Lübbe*)
- 4 (-) **Franz Hohler**: Spaziergänge (*Luchterhand*)
- 5 (4) **Daniel Glattauer**: Ewig Dein (*Deuticke*)
- 6 (5) **Andrea Camilleri**: Das Ritual der Rache (*Bastei Lübbe*)
- 7 (6) **Milena Moser**: Montagmenschen (*Nagel & Kimche*)
- 8 (7) **Paulo Coelho**: Aleph (*Diogenes*)
- 9 (-) **Jussi Adler-Olsen**: Schändung (DTV)
- 10 (-) **Jussi Adler-Olsen**: Erlösung (DTV)

## Sachbücher

- 1 (1) **Philippe Pozzo di Borgo**: Ziemlich beste Freunde (*Hanser*)
- 2 (2) **Rolf Dobelli**: Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 3 (3) **Pierre Dukan**: Die Dukan-Diät (*Gräfe und Unzer*)
- 4 (7) **Barney Stinson, Matt Kuhn**: Das Playbook (*Riva*)
- 5 (5) **Kurt Lauber**: Der Wächter des Matterhorns (*Droemer Knaur*)
- 6 (6) **Pascal Voggenhuber**: Die geistige Welt hilft uns (*Giger*)
- 7 (8) **Barney Stinson, Matt Kuhn**: Der Bro Code (*Riva*)
- 8 (-) **Meret Bissegger, Hans-Peter Siffert**: Meine wilde Pflanzenküche (AT)
- 9 (-) **Remo H. Largo, Monika Czernin**: Jugendjahre (*Piper*)
- 10 (4) **Hans Küng**: Jesus (*Piper*)

## Apropos: Oper im Privat-TV

Ohne TV-Gebühren gäbe es nur noch Quiz-, Dschungel- und Talentshows am Bildschirm. So lautet ein oft gehörtes Argument zugunsten des gebührenfinanzierten Fernsehens. Ist dem wirklich so? In Österreich überträgt neuerdings der Privatsender ATV 2 jeden Sonntag eine Oper in voller Länge. Die Aufnahmen stammen aus der New Yorker Metropolitan Opera und – man staune – aus dem Opernhaus Zürich. Die Zürcher Oper gehörte zu den Pionieren bei Operaufnahmen. Die aufwendig produzierten DVDs waren fast immer ein Verlustgeschäft (das Defizit deckten die Steuerzahler) – sie dienten in erster Linie der Imagepflege. Jetzt werden die Aufnahmen in Österreich wiederverwertet. Zur Freude des abtretenden Opernhausdirektors Alexander Pereira, der damit seinen Landsleuten die Höhepunkte seines Schaffens in Zürich präsentieren kann. (rb)

## Tränenvergiessen à la Miles Davis

Joan Didion hat Trauer-Memoiren zu neuer Konjunktur und sich selber zu einem zweiten Frühling verholphen. «Blaue Stunden» ist elegant, aber nicht das Meisterwerk, das alle bejubeln. Von *Sacha Verna*

**T**rauer ist eine universale Erfahrung, und doch fühlt man sich nie einsamer als nach dem Tod eines geliebten Menschen. Dieser Umstand verleiht Trauer-Memoiren ihren Reiz. Die, die sie verfassen, sprechen damit alle an. Die, die sie lesen, suchen darin sich selber.

Joan Didion verhalf der Gattung zu neuer Konjunktur und sich selber zu einem zweiten Frühling, als «The Year of Magical Thinking» (2005; dt. «Das Jahr magischen Denkens», 2006) überraschend zu einem internationalen Bestseller wurde. Darin schilderte die heute 77-Jährige, wie es war, nach beinahe vierzig symbiotischen Ehejahren den Gatten zu verlieren. John Gregory Dunne, wie Didion Schriftsteller und Drehbuchautor, brach an einem Abend im Dezember 2003 im didion-dunneschen Wohnzimmer in Manhattan zusammen. Ein Glas Single-Malt-Scotch in der Hand, Herzstillstand. Didion war dabei, einen Salat zuzubereiten: «John redete, dann redete er nicht», schrieb sie.

«The Year of Magical Thinking» wurde mit Vanessa Redgrave in ein erfolgreiches Einpersonenstück für den Broadway verwandelt. Joan Didion, deren Mythos als Chronistin der amerikanischen Kulturrevolution – die Essay-sammlung «Slouching Towards Bethlehem» von 1968 gilt als Klassiker – am Verblässen war, blinzelte ein wenig perplex ins Rampenlicht, das sie in ihrer zweiten Karriere als Trauer-mutter der Nation überflutete. Sie gab unzählige Interviews und reiste von Lesung zu Lesung. Das Publikum lag ihr zu Füßen.

Etwas über ein Jahr nach John Gregory Dunne starb im Alter von 39 Jahren die Tochter des Paares, Quintana Roo. Tatsächlich waren Joan Didion und ihr Mann an jenem Dezember-abend von einem Besuch auf der Intensivstation zurückgekehrt, auf der Quintana im Koma lag. Die junge Frau starb 2005 nach Monaten auf diversen Intensivstationen an einer Reihe komplizierter ineinandergreifender Krankheiten. Ihr Tod ist das Thema von Joan Didions neuem Buch.

Das heisst, eigentlich handelt «Blaue Stunden» von Quintanas Leben. Und es handelt vom Tod im Allgemeinen. Abschnitte von Quintanas Sterben hatte Didion bereits in «The Year of Magical Thinking» dokumentiert. Dagegen fehlen Details über Subduralhämatome, Atemmasken und den Automatenkaffee in der Abteilung für Neurochirurgie an der UCLA-Klinik in Los Angeles in «Blaue Stunden» fast völlig.

Joan Didion erzählt vielmehr von der weissen Stephanotis, die sich Quintana am Tag ihrer

Hochzeit in den blonden Zopf flocht, und von der pfirsichfarbenen Torte, die sie anschnitt. Didion erinnert sich an eine Schachtel, die Quintana einst für «Krimskrams» bestimmt hatte und die Fächer für «meine Rentenversicherung», «Juwelen» und «kleines Spielzeug» enthielt. Sie stösst auf ein Gedicht der kleinen Quintana mit dem Titel «Die Welt»: «Die Welt / Hat nichts / Als Morgen / Und Nacht / Sie hat keinen / Tag oder Lunch / So ist die Welt / Arm und verweist / Das ist irgendeine / Art von / Insel mit / Nur drei / Häusern darauf / In diesen / Familien sind / 2, 1, 2 Menschen / In jedem Haus / Also machen 2, 1, 2 / Nur 5 Menschen / Auf dieser / Insel.»

## Taufkleid von Chanel

Joan Didion und John Gregory Dunne adoptierten Quintana als Säugling 1966. Das Mädchen wuchs in Strandhäusern und Hotelzimmern zwischen Malibu und Beverly Hills auf, in den Kreisen aus Regisseuren und Literaten, in denen sich Didion und Dunne als In-Paar schlechthin bewegten. «Hatte Quintana eine glückliche Kindheit?» – «Haben wir ihr als Eltern alles gegeben, was wir ihr geben konnten?» Und vor allem: «War ich eine gute Mutter?» Diese Fragen schweben unformuliert über Didions blauen Stunden, den Dämmerungen kurz vor und nach der Sommersonnendwende, die, so Didion, «das Gegenteil sterbenden Glanzes, aber (...) auch seine Vorboten» sind.

Kritik und Leserschaft auf beiden Seiten des Atlantiks sind von «Blaue Stunden» begeistert. «Grandios» sei diese Meditation über die eigene Fehlbar- und Vergänglichkeit. Rabenmutter oder nicht, einmal mehr kehrt Joan Didion ihr Innerstes nach aussen, und die Öffentlichkeit weidet sich daran. Zweifellos hat diese Autorin die stilvollste Form für Trauerbewältigung gefunden, die in Buchhandlungen erhältlich ist. «The Year of Magical Thinking» war ein Stück feiner Dramaturgie und glasklarer Prosa. «Blaue Stunden» gleicht eher einem Tränenvergiessen à la Miles Davis. Joan Didion umkreist ihren Gegenstand, sie wiederholt gewisse Sätze wie Beschwörungsformeln, verschränkt Vergangenheit und Gegenwart, Fakten und Reflexion. Elegant – aber ein Meisterwerk?

Nein. Um das zu erkennen, braucht man bloss die rosa Brille der Emphase abzulegen. Statt als Elegie auf eine verlorene Tochter kann man dieses Buch nämlich auch als Selbsttherapie mit Rundumgültigkeitsanspruch, als verbales Erbrechen einer Narzisstin betrachten. Und das Aufzählen von Freunden und Bekann-



*Trauermutter der Nation:* Schriftstellerin Didion.

ten, die das Schicksal im Lauf der Jahre dahingerafft hat, nicht als Tiefsinn über Werden und Vergehen, sondern als Who is who von Hollywoodprominenz und Ostküstenintelligenzija.

Fast schon kurios wirkt überdies die Ausführlichkeit, mit der sich Joan Didion der Garderobe der Beteiligten widmet. Quintanas weisses Taufkleid von Chanel. Die bedruckten Hängekleider aus Baumwolle von Lili Pulitzer, in denen sich die Damen auf Champagner-Partys in Santa Monica Gurken-Kresse-Sandwiches zu reichen pflegten. Die pastellfarbenen Leinenkleider von Donald Brooks, die Didion für eine Reise nach Saigon zu benötigen glaubte. Man

mag diese Einzelheiten als spätes Hinterfragen der Privilegien deuten, die die Didion-Dunnes und ihresgleichen stets als selbstverständlich hinnahmen. Doch wenn sie Quintanas blauweiss gepunktetes Organdykleidchen ein drittes Mal erwähnt, geht mit Joan Didion wohl einfach die *Vogue*-Redaktorin durch, die sie am Anfang ihrer Karriere einmal war.

Es gibt verschiedene Bestattungsarten: Luft, Feuer, Wasser, Erde. Auch die zwischen Buchdeckeln ist möglich. Aber nur selten erweist sich die letztere als grosse Literatur.

Joan Didion: Blaue Stunden. Aus dem Amerikanischen von Antje Rávic Strubel. Ullstein. 210 S., Fr. 27.90

## Jazz

# Der Altmeister des pianistischen Suspense

Von Peter Rüedi

Von klassischen Pianisten wissen wir ja, dass sie in seltenen Fällen je älter, je besser werden. Von Dirigenten gelegentlich auch. Die Eitelkeit des Virtuosen tritt etwas in den Hintergrund zugunsten von Erfahrung und Sinn fürs Wesentliche. Es gibt ja auch ein paar Autoren, von denen sich nicht sagen liesse, *they just fade away*, ganz zu schweigen von Malern. Aber im Jazz, dieser Kunst des *fast living*, ist es doch sehr selten, dass die «survivors» (Max Roach) mehr sind als Legenden ihrer selbst. Ich erinnere mich an einen Montreux-Auftritt des einst glanzvollen Trompeters Buck Clayton, der ratlos in einer für ihn arrangierten Jam-Session herumstand. Ein Trauerspiel. Aber es gibt Ausnahmen. Eine ist Ahmad Jamal. 1930 als Fritz Jones geboren, erlebte er in den fünfziger und sechziger Jahren mit seinem Understatement-Piano-Trio einen weit über das Insiderpublikum hinausstrahlenden Erfolg.

Miles Davis war ein Bewunderer seiner minimalistischen Kunst, Standards auf ein paar Ingredienzien einzudampfen. Seine Rhythmusgruppe liess er vor sich hin marschieren, als ginge ihn das Ganze nichts an, um sie mit ansatzlos hingeschmetterten Einwürfen zu erschrecken. Nach spartanischen Passagen konnte er in Arpeggios und barocken Läufen aufrauschen, die eines Art Tatum würdig waren. Jamal war ein Meister der Dynamik. Der ist er noch heute. Die neue CD des bald 82-Jährigen kommt ohne Greisenbonus aus, sein Forum sind nicht Altersnachmittage, sondern die grossen Konzertsäle. Der Wandel vom weltbesten Barpianisten zum Konzertstar hat seine Musik zwar verändert, aber mehr im Gestus als in der Substanz. Noch immer ist seine Strategie die der Verfremdung des Standards durch insistente Repetition (auch der von ihm geschriebenen: Die *originals* klingen weniger erfunden als gefunden, so eine kleine Schnulze, eine Hommage an Italien «I Remember Italy»). Aber er lässt seinem Vergnügen an brausenden Läufen, an pianistischem Glanz etwas mehr Leine. Ohne freilich seine alte Suspense-Dramaturgie zu vergessen. Superb. Auch weil die Rhythmusgruppe ebenso präzise wie diskret inspiriert ist.



Ahmad Jamal. Blue Moon. Jazz Village JV 570001

# Das 500-Millionen-Dollar-Girl

«The Hunger Games» begeistert Millionen von Teenagern. Ein guter Grund, sich den Film auch als Erwachsener anzusehen. Ein noch besserer ist Hauptdarstellerin Jennifer Lawrence. *Von Beatrice Schlag*

**H**arry Potter fliegt auf einem Besen. Die Liebhaber der schönen Bella in «Twilight» sind Vampire mit Beisshemmung. Beides scheint den meisten Kinogängern über 25 zu weit weg, um sich die Verfilmung der Bestseller anzusehen. Irgendwann kommt einem der Reiz der Jugendträume abhanden.

«Hunger Games», das neuste Erfolgs-Franchise für Teenager, ist ein anderes Kaliber – und ein sehenswertes. Die männlichen Helden können weder Besen reiten noch sich in Wölfe verwandeln. Die weibliche Heldin hat keine Zeit für Herzschmerz. Die Verfilmung von Suzanne Collins' gleichnamiger Trilogie, deren erste Folge unter dem deutschen Titel «Die Tribute von Panem» zurzeit im Kino läuft, ist Unterhaltung vom Klügsten. Der Science-Fiction-Film leistet, was Sci-Fi tut, wenn sie gut ist: Sie erzählt anhand unserer Gegenwart, wohin die Zukunft uns führen kann. In diesem Fall, wohin sie im schlechtestmöglichen Fall führen kann. Und darüber, welche Rolle Jugendlichen darin zugestanden wird.

Die Vereinigten Staaten von Amerika existieren in «Hunger Games» nicht mehr. An ihrer Stelle gibt es eine Zivilisation namens Panem, wie in «panem et circenses». Panem wird regiert von der winzigen Oberschicht, die in der Hauptstadt Capitol lebt. Capitol ist umgeben von zwölf machtlosen Distrikten, die nach einem jahrzehntelang zurückliegenden Aufstand gegen Capitol noch immer kaum mehr Rechte haben als Sträflingskolonien. Der Alltag der Distrikt-Bewohner besteht aus Arbeit, kargem Essen und Reality-TV. Jährlicher Höhepunkt und Pflichtprogramm für die Bevölkerung sind die «Hunger Games», eine Reality-Show zum Erntedankfest, zu der aus jedem Distrikt per Lotterie ein Junge und ein Mädchen zwischen zwölf und sechzehn Jahren ausgewählt werden. Die 24 Teenager werden in einem von Kameras bis in den letzten Winkel ausgeloteten Stück Natur aufeinandergehetzt, alle gegen alle, bis zum Tod. Nur eine oder einer wird überleben. Als Gewinn wird Nahrung für den ganzen Distrikt des Siegers ausgegeben.

Hauptfigur von «Hunger Games» ist die sechzehnjährige Katniss Everdeen, die sich freiwillig anbietet, an der Reality-Show teilzunehmen, nachdem das Los auf ihre zwölfjährige Schwester Prim gefallen ist. Katniss muss Prim Teilnahme verhindern. Ihre und Prim Mutter ist depressiv, der Vater tot. Katniss ist seit Jahren Prim Beschützerin und die Ernährerin der Familie. Die geübte Bogen-

schützin geht trotz des Jagdverbots heimlich auf die Pirsch, um Essen auf den Tisch zu bringen.

Natürlich hat Katniss auch Verehrer, zwei an der Zahl: den gutaussehenden Gale, ihren besten Freund und Jagdgefährten, und den eher schüchternen Bäckerssohn Peeta, auf den ebenfalls das Los gefallen ist, in «Hunger Games» um sein Überleben zu kämpfen. Wer fürchtet, das führe zu einem knisternden Dreieck, irrt. In «Hunger Games» knistert erotisch gar nichts. Katniss Everdeen ist, zumindest in diesem ersten Teil der Trilogie, zu beschäftigt damit, am Leben zu bleiben. Ihre wenigen Küsse wirken eher anteilnehmend als triebgesteuert. Viele Kritiker haben die mangelnde Chemie zwischen Katniss und Peeta bemängelt. Das ist ein Missverständnis. Katniss Everdeen ist keine erotische Frostbeule. Sie ist lediglich eine Heldin, wie wir sie im Kino bisher nicht kannten.

## Frei von Geschlechterklischees

Das ist das mit Abstand Spannendste an «Hunger Games»: Geschlechterklischees werden nicht bedient. Katniss ist eine anmutige Athletin, hübsch, aber nicht besonders auffällig, wenn man den intensiven Ernst übersieht, mit dem sie Dinge anpackt und Menschen behandelt. Sie ist nicht burschikos männlich, nicht betont weiblich, und ihre männlichen Konkurrenten in «Hunger Games» werten ihre Konzentration auf Familie, Nahrungsbeschaffung und Wettkämpfe genauso wenig als jugenhaft, wie sie sich über deren Eigenschaften äussert.

Katniss ist so wenig geschlechtsspezifisch wie Lisbeth Salander aus Stieg Larssons Millennium-Trilogie, die erste Filmheldin der letzten Jahre, die alle filmischen Frauenklischees über den Haufen warf. Viel eher erinnerte Salander an den klassischen amerikanischen Westernhelden, den Einzelgänger ohne Wurzeln, der die Gesellschaft schützen will, ohne je wirklich zu ihr zu gehören. «Zumindest in der amerikanischen Filmversion von David Fincher war Lisbeth eindeutig eine Männerfantasie», schrieb die *New York Times*.

Die Heldin der «Hunger Games» ist, wenn überhaupt, eine Frauenfantasie. Sie ist unabhängig, aber das Gegenteil des einsamen Wolfes. Sie ist eingebettet in ihre Familie, ihre Geschichte, ihre Umgebung und eine Figur, die sich nicht über das Geschlecht definiert. Sie ist Actionheldin und romantische Figur gleichzeitig, mit der sich Frauen und Männer identi-

fizieren können. Eine knappe halbe Milliarde Dollar hat der Film bisher weltweit eingespielt. So viel Geld kommt nicht zusammen, wenn sich nur Frauen angesprochen fühlen. Ähnlich hohe Einnahmen für Actionfilme mit weiblicher Hauptrolle kennt man sonst nur, wenn der Star Angelina Jolie heisst, sehr figurbetont angezogen ist und entweder Comicfiguren wie Lara Croft spielt oder schiesswütige Frauen, die anmuten wie Comicfiguren.

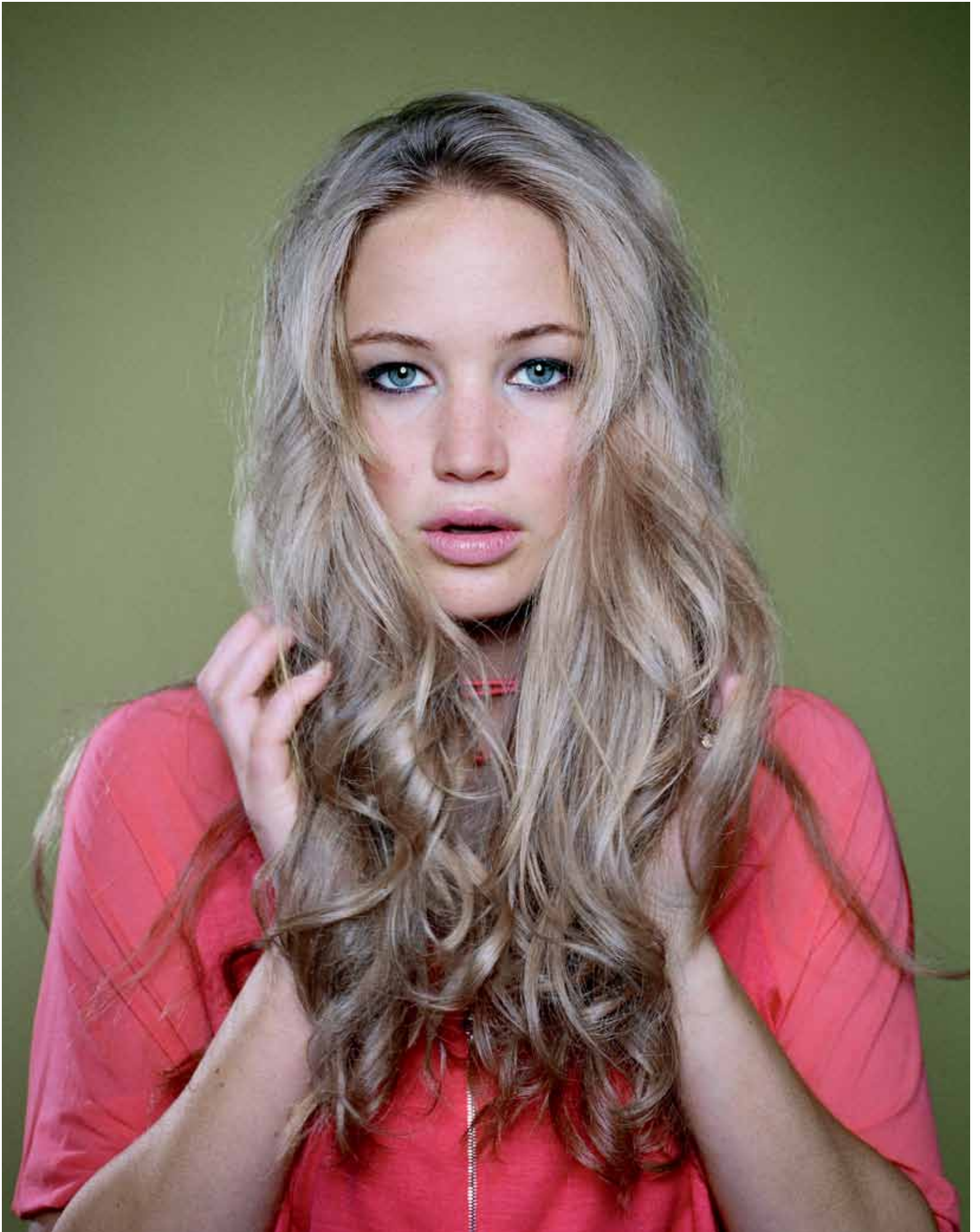
Das Vermeiden von Mann-Frau-Klischees ist zweifellos das Verdienst von Suzanne Collins. Die Schriftstellerin, deren höchst empfehlenswerte Trilogie bisher über 36 Millionen Mal verkauft wurde, war auch Drehbuch-Mitautorin. Und es ist das Verdienst von Hauptdarstellerin Jennifer Lawrence, die sagt, das Reizvolle an der Rolle sei gewesen, «dass Katniss auf Überleben und Veränderung konzentriert ist, nicht darauf, wer wohl ihr Boyfriend wird».

Dass «Hunger Games»-Regisseur Gary Ross («Seabiscuit») eine kurvenreiche Einundzwanzigjährige für die Rolle der im Buch sehr kindlichen sechzehnjährigen Bogenschützin auswählte, mag eine Konzession ans männliche Publikum gewesen sein. Auf jeden Fall ist es ein Segen. Denn Jennifer Lawrence, im richtigen Leben blond und gern mit tiefem Ausschnitt unterwegs, ist eine Entdeckung. Wer sie vor zwei Jahren in «Winter's Bone» sah, ist allerdings nicht überrascht. Schon dort spielte die damals Neunzehnjährige die rührige Tochter einer depressiven Mutter und eines flüchtigen Vaters mit derartiger Intensität, dass sie mit einem Golden Globe und einer Oscar-Nominierung ausgezeichnet wurde.

«Das Lustige an Jennifer», sagt Schauspielerinnen und Regisseurin Jodie Foster, die sie im letzten Jahr in ihrem Film «The Beaver» neben Mel Gibson in einer Nebenrolle besetzte, «ist, dass sie nichts von den Figuren hat, die sie spielt. Sie ist völlig normal und sehr witzig. Sie ist einfach mit diesem eindringlichen Blick geboren.» Nach der Golden-Globe- und Oscar-Nominierung, sagt die Schauspielerin, seien die Angebote für Rollen, in denen sie etwas attraktiver aussehen durfte, ausgeblieben: «Die Leute sagten, ich sei nicht feminin, nicht sexuell.» Jennifer Lawrence liess sich vom Männermagazin *Esquire* in einem sehr kleinen Bikini fotografieren und erntete dafür böse Kommentare. «Viele sagten, nun haben wir diese tolle junge Schauspielerin, und was tut sie? Zeigt ihre Titten! Aber genau das war nötig, um wieder Arbeit zu bekommen. Ehrlich, die Fotos waren mit ein Grund, warum ich die Rolle der sexy Mutantin in «X-Men: First Class» bekam.»

Sehr bald wird sie auf der Leinwand nicht in knapper Bekleidung zu sehen sein. «Hunger Games» hat Jennifer Lawrence zum Teenager-Idol gemacht. Sie ist als Katniss Everdeen für sämtliche Folgen gebucht. ○





«Mit diesem eindringlichen Blick geboren»: Schauspielerin Lawrence.

## Top 10

### Knorrs Liste: TV-Serien

- 1 Sopranos  
(abgeschlossen, 6 Staffeln)
- 2 Lost  
(abgeschlossen, 6 Staffeln)
- 3 The Wire  
(abgeschlossen, 6 Staffeln)
- 4 Deadwood  
(abgeschlossen, 3 Staffeln)
- 5 The Good Wife  
(2 Staffeln)
- 6 Breaking Bad  
(4 Staffeln)
- 7 Mad Men  
(4 Staffeln, 3 in der Schweiz erhältlich)
- 8 Game of Thrones  
(2 Staffeln, 1)
- 9 The Walking Dead  
(2 Staffeln, 1)
- 10 Boardwalk Empire  
(2 Staffeln, 1)

### Kinozuschauer

- |   |        |
|---|--------|
| 1 (-) Battleship<br>Regie: Peter Berg                                 | 24 024 |
| 2 (1) Intouchables<br>Regie: O. Nakache / E. Toledano                 | 18 904 |
| 3 (3) Titanic – 3-D<br>Regie: James Cameron                           | 15 214 |
| 4 (2) The Hunger Games<br>Regie: Gary Ross                            | 12 719 |
| 5 (5) The Pirates! Band of Misfits<br>Regie: Peter Lord / Jeff Newitt | 11 361 |
| 6 (7) Türkisch für Anfänger<br>Regie: Bora Dagtekin                   | 10 834 |
| 7 (6) Mirror Mirror<br>Regie: Tarsem Singh Dhandwar                   | 10 018 |
| 8 (-) The Grey<br>Regie: Joe Carnahan                                 | 7 575  |
| 9 (10) The Best Exotic Marigold Hotel<br>Regie: John Madden           | 5 977  |
| 10 (-) Un cuento chino<br>Regie: Sebastián Borensztein                | 5 436  |

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

- 1 (1) Breaking Dawn (Ascot Elite)
- 2 (2) Real Steel (Disney)
- 3 (-) Krieg der Götter (Rainbow)
- 4 (3) Tim und Struppi (Sony)
- 5 (4) Killer Elite (Impuls)
- 6 (6) In Time (Fox)
- 7 (7) Alvin und die Chipmunks 3 (Fox)
- 8 (8) Zwei an einem Tag (Universal)
- 9 (5) Game of Thrones (Warner)
- 10 (10) Happy Feet 2 (Warner)

Quelle: Media Control



Roh und rustikal: Eddard Stark (Sean Bean) in «Game of Thrones».

### Special

## Die besten TV-Serien

Die mehrfach ausgezeichnete HBO-Reihe «Game of Thrones» und weitere empfehlenswerte DVDs.

Von Wolfram Knorr

Auf einer Landkarte erheben sich die Schauplätze der Handlung als mechanisches Räderwerk. Jedes Detail fügt sich ins andere. Die Macher dieser genialen Grafik, von da Vincis Konstruktionen inspiriert, signalisieren schon im tollen Vorspann, worum es geht: um menschliches Handeln, eng miteinander verzahnt – das Gegenteil eines simplen Gut-Böse-Schemas. Dabei klingt der Inhalt von «Game of Thrones» nach dem Gegenteil, angesichts der sattsam bekannten Fantasy-Fraktion der Könige, Königinnen, Prinzen, Lords, Bastarde, Leibwächter, Huren, Eunuchen, Zwerge, Wilden, Drachen, Untoten.

Doch die Mittelalter-Alchemie à la Tolkien hat mit den Substanzen und Verbindungen aus der mehrfach preisgekrönten HBO-Serie nichts zu tun. «Game of Thrones» ist ein sehr reales, psychologisches Welttheater mit Shakespeare-Zugriff, voll von wüstem Intrigen-Geschacher, Machtkonflikten und wilder Erotik. «Game of Thrones» ist den White-House-Politikern aus «West Wing» näher als den Gandalfs und Gollums aus «Lord of the Rings». Dabei ist alles in einem nicht näher definierten Mittelalter angesiedelt: roh, rustikal, grausam; Blut tropft vom Schwert, Wein von der Tischplatte. Es wimmelt von Kriechern, Betrügnern, Schnorrern, Jagos, Störenfriedern. Hieronymus Bosch ist nah.

Eddard Stark (Sean Bean), Lord of Winterfell, wird von seinem alten Freund Robert Baratheon (Mark Addy), König der sieben Königreiche, genötigt, ihm als Chefberater zu dienen. Kaum am Hof, gerät Eddard zwischen die Fronten, seine Familie, die er im Norden zurücklassen musste, desgleichen.

Die Verwicklungen sind kompliziert, aber David Benioff und D. B. Weiss, die Produzenten und Autoren von «Game of Thrones» – nach dem Bestseller «Das Lied von Eis und Feuer» von George R. R. Martin –, haben das dramaturgisch hochprofessionell und spannend umgesetzt, mit raffinierten Wendungen, brillanten Dialogen und eingebettet in visuellen Reichtum, der fast das Medium sprengt. Wer will, kann darin auch ein Gleichnis zur aktuellen US-Politik sehen. Denn das Epos setzt ein mit der Angst vor dem Winter, einem Winter, der Jahre dauert, tödlich sein kann. «Der Winter kommt», raunen die Alten, sie haben Angst vor dem wirtschaftlichen Niedergang. Es liegt sicher nicht nur an den Sexfilmen von HBO – der seinen Bezahlkunden auch auf diesem Gebiet was bieten muss, was die freien Sender nicht dürfen –, dass die US-Einschaltquoten stiegen. Endlich kann «Game of Thrones» auch bei uns ohne Werbeunterbrechung in vollen Zügen genossen werden. (1. Staffel, D/E, mit UT, Bonus. Warner Home.) ★★★★★

**Luther** — Dem Titel entsprechend, ist die BBC-Krimiserie ganz auf den Helden John Luther zugeschnitten, einen Detective Chief Inspector der Serious Crime Unit Londons, der besessen die irrsten Mordfälle zu lösen versucht – und dabei über das Ziel hinausschiesst. Der Schwarze mit dem feurigen Blick ist das radikale Gegenstück zu den politisch korrekten TV-Ermittlern. Schimanski wirkt dagegen wie ein Chorknabe. Luther, ein Vulkan, tigert durch ein neurotisches bis psychotisches London, bei ständigem Zoff mit Gattin und Chefin. Idris Elba («The Wire») spielt Luther mit fulminanter Präsenz. Hochgradig spannend. (Zwei Staffeln, D/E, keine UT. Impuls.) ★★★★★☆

**The Good Wife** — Unter diesem tückisch-harmlosen Titel entfaltet sich eine furiose Anwaltsserie mit Julianna Margulies («Emergency Room») als Gattin eines Oberstaatsanwalts, der sie betrogen hat. Nun muss sie als Anwältin Gerichtsfälle gewinnen und gegen Intrigen kämpfen. Suspense auf höchstem Niveau. (Zwei Staffeln, mehrsprachig, mit UT, Bonus. Rainbow.) ★★★★★☆

**Justified** — 1968 stiefelte Clint Eastwood als Deputy Sheriff mit Cowboyhut («Coogan's Bluff») aus der Provinz nach New York, um einen Straftäter zu kassieren. Als Landei wurde er verspottet. In der preisgekrönten Serie, nach Romanen von Elmore Leonard (der auch als Produzent mitwirkt), muss Timothy Olyphant («Deadwood») den umgekehrten Weg gehen: aus dem schicken Florida zurück in die Hinterwelt Kentuckys. Aber auch dort wird er mit Cowboyhut verspottet («der Marlboro-Mann»). Selten sah man so abgrundtief freakige Nazi-Rednecks. Was auf den ersten Blick wie ein moderner Western wirkt, ist eher «Pulp Fiction». «Justified» lebt von Leonards unnachahmlich sarkastischen Dialogen und Olyphants Coolness und wiegendem Gang. (Zwei Staffeln, nur E, Bonus. Sony. Im Mai kommt die 1. Staffel auf Deutsch.) ★★★★★☆

**The Walking Dead** — Die schrillste Serie, aber toll gemacht. Von Frank Darabont («The Shawshank Redemption»), nach einem Comic von Robert Kirkman. Postapokalypse, alles futsch, bis auf Zombies und ein letztes Fähnlein Aufrechter. Ziemlich abgefahren und surreal! (1. Staffel, D/E, mit UT, Bonus. Impuls.) ★★★★★☆

**Breaking Bad** — Die innovative amerikanische Serie über den krebserkrankten Chemielehrer Walter White (Bryan Cranston), der mit der Herstellung von Drogen das Geld für seine Behandlung ranschafft, ist nicht neu, aber weil die Qualität auch in der vierten Staffel, die gerade erschienen ist, nicht gelitten hat, bleibt die Gesellschaftssatire ein Must. (4. Staffel, D/E, mit UT, Bonus. Sony.) ★★★★★☆



Ein Must: Gesellschaftssatire «Breaking Bad».

**Mad Men** — In Amerika hat die 5. Staffel begonnen, bei uns ist die dritte gerade auf dem Markt erschienen. Die perfekt konstruierte und inszenierte Serie – mit dem charismatischen Don Draper (Jon Hamm) in der Hauptrolle – im Retro-Look der frühen sechziger Jahre, als die Werber noch Masters of the Universe waren, Gattinnen mit Sekretärinnen betrogen, rauchten und tranken und intrigierten und träumten, entwickelt nach wie vor eine hypnotische Kraft. Woran liegt's? Am Rauchen und Trinken? (Drei Staffeln, D/E, mit UT, Bonus. Universal. Die 4. Staffel soll im Mai erscheinen.) ★★★★★☆

## Fernseh-Kritik

# Serien-Tristesse auf SF2

Von Wolfram Knorr

Nach Rom, so Theodor W. Adorno, führe auf keinen Fall der Mittelweg. Den TV-Bossen ist das wurscht; nach Rom wollen sie schon lange nicht mehr. Wer das will, und da sind sich alle Chefs aus dem deutschsprachigen Kulturraum einig, sucht Hochkulturelles – was Transzendentes oder so was. Fürs Fernsehen ist das nix, weshalb die Fernseh-Gestalter schon lange nicht mehr in die Ferne gucken, sondern ganz nah auf die Quote.

SF 2, das mal als Alternative zum Hauptkanal gedacht war, jüngere Zuschauer ansprechen sollte und kühn und anspruchsvoll mit cineastischen Wagnissen («The Singing Detective») auf einem interessanten und selbstbewussten Weg war, ist längst auf den Pilgerweg zum Wallfahrtsort Quote umgeschwenkt. Zwar lassen sich am Wegesrand noch «Serien-Reste» wie «Grey's Anatomy» und der boshafte, hinkende Misanthrop «Dr. House» finden, aber bei Müllverwertungen legt man seit je gern ein Püschchen ein. Jenseits der schützenden Hände der Halbgötter («Schwester: Tupfer, Klammer») herrscht quotenfeindliche Rohheit, zum Beispiel, wie aus Chaos Recht und Ordnung entstanden («Deadwood») oder sich organisierte Kriminalität bildete («Boardwalk Empire»). Das sind Serien, in denen nicht nach dem immergleichen Schema Bullen-Paare im BMW zum Tatort fahren, im Kies bremsen, aussteigen und wahnsinnig ernst die Stirn runzeln.

Es ist verrückt, aber je besser die US-Serien geworden sind (und werden) – während die Spannungsware deutschsprachiger Provenienz immer nur mehr auf der Stelle tritt und komplett austauschbar geworden ist –, desto geringer das Interesse an den Ami-Erzeugnissen, als sei deren hohe Qualität uns nicht zumutbar. Klar, Eigenbau ist billiger als das Neue, Frische, Riskante. SF 2, von SF 1 kaum noch zu unterscheiden, hat sich längst hasenfüssig in die Büsche des Konventionellen und Flauen geschlagen. Allerdings kann es sich trösten, nicht alleine zu sein. Selbst ein Sender wie Arte, der in der erklärten Absicht geschaffen wurde, riskanten Minderheitenprogrammen ein Forum zu bieten, hat beschlossen, kommerzieller zu werden. Ein Segen, dass, angesichts dieser Programm-Tristesse, die überragenden US-Serien auf DVD zu erwerben sind.

## Fragen Sie Knorr

Welches ist für Sie die allerbeste TV-Serie überhaupt? R. L., Cham



Es sind zwei. «Die Sopranos», die kopernikanische Wende, die 1999 alle Gesetze der damals kurzen, schnell erzählten, in einfachen Sets gedrehten Episoden brach.

David Chase, der in dieser Frühzeit sein Metier erlernte («Detektiv Rockford – Anruf genügt»), bot mit den «Sopranos» dem Pay-TV-Sender HBO etwas radikal Neues an: kinoartiges Fernsehen und Entwicklungen

von Charakteren. So wurde aus dem Mafia-Film das grandiose Porträt des Mittelstands. Die andere Serie kommt auch aus dem HBO-Stall und sprengte sich buchstäblich raus aus der Mattscheibe: «Carnivale», die bildgewaltige Serie über eine Zirkustruppe. Halb Fellini, halb David Lynch. Leider kam sie über zwei Staffeln (2003–2005) nicht hinaus. War wohl zu exzentrisch.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Beim Kontermarsch

Wo das Zürcher Sechseläuten am schönsten war – die «Kronenhalle» in Frauenhand. Von *Hildegard Schwaninger*



*Hoch zu Ross:* Miss Schweiz Alina Buchschacher im Wams der Zunft Riesbach.

**A**uch Frauen organisieren sich. Am Sechseläuten sowieso. Der Himmel ist grau, es nieselt, mit riesigen Blumenkörben spazieren die Frauen am frühen Nachmittag im Hotel «Savoy» ein. Im ersten Stock sind die Zünfter zur Gerwe und Schuhmachern mit dem Mittagessen fertig, machen sich bereit für den Umzug. Die Hotelhalle, wo die Frauen ihre Blumen abgestellt haben, sieht aus wie eine prächtige Gartenanlage. In der Bar stärken sich die Frauen mit heissem Tee, manche beruhigen die Nerven mit einem Glas Champagner. Alle haben sich schön gemacht, es gilt ja, die Sinne der Männer zu erfreuen. Dann zieht man los. **Christine Blum**, die zum Zürcher Establishment gehört (Vater Zünfter, Ehemann Zünfter, die Töchter laufen am Umzug mit), hat eine Runde organisiert, zu der auch die Zahnärztin **Dolly Kelkel** gehört, die zwischendurch mal weg muss, weil in ihrer Praxis noch ein Patient behandelt werden muss.

Man nimmt seine Plätze ein, an der Bahnhofstrasse vis-à-vis vom St. Annahof. Hier sieht man den Kontermarsch, das heisst, man sieht jeden Zünfter zweimal, beim Hinaufgehen der Bahnhofstrasse und beim Hinuntergehen. Als Erstes kommt die Frauenzunft, die ja gleich ein Problem darstellt. Der von Bundespräsidentin **Eveline Widmer-Schlumpf** angeführte Frauentrupp ist ja irgendwie rührend und sympathisch in seiner tapferen Entschlossenheit, hier mitzumarschieren. Ausserdem

blitzt unter der unvorteilhaften Kluft, den völlig unerotischen Fraumünster-Kutten, manchmal ein knallroter Lippenstift oder ein hübsches Gesicht hervor.

Dann endlich kommt die Zunft Wiedikon und mit ihr **Christoph Blocher**, dem seine Fans gleich entgegenstürmen. Mit Blumensträssen und aufmunternden Worten. Dass er nicht Ehrengast sein darf, aber Ex-Banker **Konrad Hummler** (bei der Zunft zum Kämbel) schon, gibt Anlass zur Diskussion. Doch



*Aufmunternde Worte:* SVP-Stratege Blocher.

schon wendet man sich wieder dem Schönen zu, denn jetzt kommt die Gesellschaft zur Constaffel, und hier kennt man einige. Man erspäht **Heidi Wunderli-Allenspach**, Rektorin

der ETH, und Landesmuseum-Direktor **Andreas Spillmann**.

Schlange stehen muss man bei Unternehmensberater **Egon Zehnder**, der traditionsgemäss viele Verehrerinnen hat. Auch seine vier Söhne erblickt man irgendwo im Gewühl der Constaffel-Herren. Bestgelaunt schreitet die Stadtpräsidentin **Corine Mauch** der Zunft zur Waag voran, und auch die Zunft zum Widder führt eine bemerkenswerte Frau an: die Opernsängerin **Noëmi Nadelmann**, bestgelaunt in einem schönen, weissen Mantel. Bezaubernde Frauen sieht man traditionsgemäss viele am Sechseläuten. Die schönen Töchter der Zünfter, in ihren Trachten, Rokoko- und Biedermeierkostümen sind ein erfreulicher Anblick.

Hoch zu Ross sass Miss Schweiz **Alina Buchschacher** im roten Wams der Zunft Riesbach. Da sah man auch **Robert Guldener** (früher Modengeschäft an der Bahnhofstrasse), der jetzt in der Toskana Wein anbaut und jedes Jahr zum Sechseläuten anreist. **Urs E. Schwarzenbach** («Dolder Grand»), der auch zur Zunft Riesbach gehört, sah man nicht. Als die Zunft zur Oberstrass vorbeimarschierte, war Riesenaufregung in der Frauengruppe (man muss ja immer aufpassen, dass man keinen der Männer übersieht – und manchmal sind sie mit ihren Perücken und unter ihren Hüten kaum identifizierbar). Denn hier ist **Bernhard Blum**, der Mann von Christine Blum, dabei. Der Juwelier und Präsident des «Zoofäscht» hat jeweils so viele Blu-



*Bestgelaunt:* Stadtpräsidentin Mauch.

men (Gradmesser für die Popularität bei den Frauen), dass er sie kaum noch schleppen kann.

Zur Verbrennung des Bööggs, Höhepunkt des Frühlingsfestes, ging man an die Falkenstrasse. Von weitem erblickte man das Zelt, das Beat Meyerstein über seinem Büro auf dem Dach hat aufbauen lassen. Hier sah es aus nach Wärme. Man stärkte sich mit einem Hotdog und guten Gesprächen.

Einige der Festbesucherinnen traf man später in der «Kronenhalle» wieder, die an diesem Abend ganz den Frauen gehörte.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



## Ich, der Newsmann

Unser Kolumnist fährt an einen Ort, an dem man viele Roma treffen kann. Und berichtet, zeitnah, aus Basel und Zürich.  
Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Südfrankreich, in Saintes-Maries de la Mer, wo ich das letzte Mal mit neunzehn war. Aber zurzeit hat das Reiseziel grosse Zeitnähe: Romajunge als *Weltwoche*-Titelbild, Saintes-Maries als ein «religiös bedeutender Ort für die *gitans*» (Wikipedia; wegen der Sara, der Schutzheiligen der spanischen Roma, in der Krypta der Kirche ebendort) – doch MvH hatte Glück, kein Rom erkannte ihn.

Eine Bekanntmachung: Ihr Kolumnist ist nicht der grösste Fan Frankreichs (gilt nicht für Paris, die Stadt ist nicht Frankreich). Seine Meinung: Das Angebot, das man nutzt als Tourist (Restaurants, Hotels et cetera), ist von durchschnittlicher Qualität. Und dass es den Franzosen, die man trifft, oft an *esprit* (bei Männern) respektive *beauté* oder *style* (bei Frauen) fehlt, den/die ihnen viele Leute geben. Doch weil man Personal hat als MvH, das für einen Betriebe findet, in denen Leistungen über dem Durchschnitt erbracht werden (Kuoni-Mitarbeiter, ich war Gast des Reiseunternehmens), kann er Empfehlungen abgeben.

Das Hotel «Les Arnelles» ist vielleicht das beste im Dorf, die Zimmer sind okay, das Essen in dem Restaurant, das dazugehört, ist fein. Falls man sich für Vögel interessiert (was Ihr Kolumnist nicht tut): Der Parc ornithologique de Pont de Gau ist einen Besuch wert. Gefallen hat der Ritt durch eines der *marais*, Moore also, obwohl es dieser Begriff im Grunde nicht trifft (kein Sumpf); ich empfehle die Reitschule «Bergerie de Maguelonne» von Frédéric Morrelle (was ich auch empfehle, ist das stärkste

Mittel gegen Mücken, «Anti Brumm Forte» etwa – die Insekten sind dort gross, zahlreich und stark [oder MvHs Reithose von Equilibra ist nicht stechsicher]).

Das beste Restaurant der Gegend ist «La Chassagnette» in Domaine de l'Armellière, zwischen, ganz grob, Saintes-Maries und Arles; es ist richtig gut, finde ich. Auch interessant: die Geschichte mit den Stieren (die Bezauberung, die davon ausgeht, für viele Einwohner der Camargue). Ich rate zum Besuch eines Züchters (zum Beispiel «Manade des Baumelles» von Guillaume Linsolas) sowie eines Kampfes in einer Arena. Vorsicht: Den Stieren wird kein (grosses) Leid zugefügt (nicht einmal die *Weltwoche* empfiehlt *blood sports*, denke ich). Mit anderen Worten, dreizehn im Ganzen: Fahren Sie in die Camargue, aber planen Sie nicht, zu lange zu bleiben. Plus (das ist MvHs private Sicht), man sollte nicht zu viel erwarten von den Stränden, auf jeden Fall, falls man schon in der Toskana war (oder auf Ibiza).

Ausserdem war ich Talk-Gast in der Sendung «061 live» von Telebasel («Brisante Themen, hautnah serviert», Eigenreklame), das Gespräch fand statt in der Messe Basel. Man muss sich das vorstellen: Man geht in eine der Hallen während der Muba, weil man eine Rheumadecke braucht oder einen Nasenhaarschneider (mit Schutzblende) – und dann sitzen dort zwei mittelalte Männer auf einer Art Bühne (sowie eine – etwas – jüngere Frau) und reden (über ihr Leben sowie die Arbeit als Kolumnist). Ich habe, übrigens, zur Hauptsache mitgemacht wegen meines Mitredners, Hans-Peter «-minu» Hammel (schreibt für die *Basler Zeitung*), er ist so etwas wie mein Vorbild: seit vierzig Jahren im Geschäft, immer freundlich (gegen aussen), tatsächlich aber eine *me ne frego*-Haltung, weil wirtschaftlich unabhängig (sechs Häuser/Wohnungen in ganz Europa). Trotz ihm waren die meisten der zirka hundert Stühle für Zuhörer und -schauer leer.

Mehr News *just in* (der Text für diese Spalte soll montagabends in der *Weltwoche*-Redaktion sein): Die beste Sicht auf den Böögg (es geht um das Sechseläuten, das Frühjahrsfest der Zünfte Zürichs) hat man vom Dach des Hauses an der Falkenstrasse, in dem Beat Meyerstein wohnt, sagt man (halbfette Namen, die ferner anwesend waren: Beat Curti, war mein Verleger einmal, oder Ernst Tanner, mit dem ich ein wenig bekannt bin und der ausserdem Präsident von Lindt & Sprüngli ist). Ihren Kolumnisten erinnerte es an seine Zeit als Korrespondent in London – wenn irgendwo was passierte, in Nordirland zum Beispiel, musste er hinfahren, um in Belfast BBC oder CNN zu schauen im Hotel, weil man Revolutionen, Aufstände und so im TV besser sieht als in *reality*. Hier gab es Rauch zu sehen, wo der Böögg sich befand, und Explosionen zu hören. Plötzlich sagte einer, der Tele Züri empfing, nach 12 Minuten, 7 Sekunden sei der Kopf gefallen.

## Gesellschaft

# Steak und Tofu

Von Beatrice Schlag — Essen ist nicht gleich Essen. Selbst ganz ohne Vorurteile.

Ein Freund, dem es an Grips nicht mangelt, sagte kürzlich: «Es ist schon erstaunlich, was die grössten Freuden eines Mannes sind: Frauen, Autos und Fleisch.» Wir hatten gerade für ein Abendessen



mit Kollegen eingekauft, Schweinefilet, Büffelmozzarella und Gemüse für die Vegetarier, Reis und Seidentofu für den Veganer.

Essen in der Gruppe ist nicht mehr so einfach wie früher. Aber gegen andere Kompliziertheiten, mit denen wir täglich umgehen, ist das nichts. Schon gar nicht Stoff für Diskussionen; diese sind alle geführt. Es sei denn, es kommt jemand mit einem schlagenden Argument für das Vertilgen von Fleisch daher. Ausser Gaumenfreude, Gewohnheit und Sucht gibt es bisher keines. Das sind ernährungstechnisch keine Argumente, aber sehr heftig gefühlte Bedürfnisse. Wem nie Bratwurstduft in die Nase steigt, wenn er Hunger hat, weiss nicht, wie schwer er wegzudrücken ist.

Was mich endlos erstaunt, ist das friedliche Zusammenleben von Vegetariern oder Veganern und Fleischessern. Nicht wegen der Diskussionen; die Liebe verschwindet ja nicht, nur weil man nicht das Gleiche auf dem Teller hat. Aber wenn der eine plötzlich den Veganismus entdeckt, während der andere sich sein Kotelett nicht nehmen lassen will, entstehen zumindest am Tisch verrutschte Sinnlichkeiten.

Eine Freundin, die sich als Mitbringsel immer dicke Steaks wünschte, wenn sie mich einlud, wurde von einem Tag auf den anderen Veganerin. Neulich bat sie um Agavensirup, weil er einen so niedrigen glykämischen Index habe. Ich hatte keine Ahnung, wovon sie redete. Und so sassen wir am Tisch bei einem Glas Sojamilch, sie mit einem Teller Salat und Gemüsechips, ich mit Salat und einem Steak, nachdem sie mir am Telefon versichert hatte, mit dem Anblick von Fleisch habe sie überhaupt kein Problem. «Ein bisschen eklig ist es schon, wenn dieser blutige Saft heraus tropft», sagte sie, als ich mein halbgares Steak anschnitt. Also doch! Zur Wiedergutmachung wollte ich sie am nächsten Abend ins Restaurant einladen. Sie winkte ab, es gebe in den Landbeizen ringsum noch kein veganisches Essen. Wir müssen dringend neue Rituale finden.

# Herrlich viril mit Stil

Von Jürg Zbinden

1 — «Hommage à l'homme» von Lalique Parfums ist nicht nur eine Hommage an das starke Geschlecht, sondern auch an den legendären Orient-Express als emotionalen Mittelpunkt einer aussergewöhnlichen Reise. Dem reisebegeisterten Mann und Liebhaber absoluter Eleganz ist der exklusive Duft gewidmet. Christine Nagel und Mathilde Bijaoui, zwei weibliche «Nasen», komponierten die Neuheit, die holzige Noten mit floralen und würzigen Akzenten harmonisch verbindet. Das mythische Adlerholz enthält balsamische, harzige Noten und verleiht dem Eau die rauchige Facette. Der Kristallflakon des kostbaren Extrait de Parfum ist inspiriert vom Flötenspieler-Motiv aus der Feder von René Lalique, der das Paneel 1929 für die Dekoration des Orient-Express geschaffen hatte. Preise auf Anfrage. Erhältlich sind auch ein Déodorant parfumé sowie ein Duschgel für Körper und Haar.



1

2 — Innovative Neuheiten sind unter den Schreibaccessoires nicht unbedingt an der Tagesordnung. Füllfederhalter, Kugelschreiber, Rollerball und Bleistift sind die Klassiker, die stilvoll anschreiben gegen Trillionen SMS und E-Mails. Der «Ingenuity» von Parker enthält eine neuartige, flexible Minenspitze, die von einer gravierten Metallfeder gestützt wird. Das leichte Schreibgefühl entsteht durch die bisher einzigartige Federung und Beschaffenheit der Spitze, die sich nach kürzester Zeit dem individuellen Schreibstil anpasst. Die mühelose Benutzbarkeit wurde vereint mit einem flexiblen Nachfüllsystem, welches mit dem Design der Feder interagiert. Zusammen bilden sie die «5th Technology» von Parker. Erhältlich sind die Schreibgeräte in zwei Grössen, und sie liegen perfekt in der Hand eines Herrn wie auch in der zarteren einer Lady. Die Preise der «Ingenuity»-Kollektion bewegen sich zwischen Fr. 190.– und Fr. 225.–. Im ausgewählten Schreibfachhandel.



2



3 — Zu den vornehmsten und elegantesten Essenzen gehört Vetiver. Das vielleicht beste produziert seit Jahrzehnten Guerlain. Mit «L'Eau Boisée» spendiert das Traditionshaus den Gentlemen einen neuen Frischeshot mit kräftiger Holznote. Die Männer werden sich um den kubischen Schönling reissen. Das Eau de Toilette zu 80 ml kostet Fr. 105.–.

3



# Was macht eigentlich der Gripen?

Von *Andreas Thiel* — Andreas Thiel war wie auch Ueli Maurer Radfahrer. Das ist vielleicht der Grund, weshalb beide auf sicherheitspolitischer Ebene ungefähr die gleiche Speiche locker haben.

**Andreas:** Mal so ganz unter uns Radfahrern, Ueli, taugt dieser Gripen etwas?

**Ueli:** Was willst du? Er fliegt.

**Andreas:** Es gibt Leute, die behaupten, der Rafale sei viel besser als der Gripen.

**Ueli:** Die Franzosen haben den Deutsch-Französischen Krieg, den Russlandfeldzug, Waterloo und den Ersten und den Zweiten Weltkrieg verloren.

**Andreas:** Der Gripen, den wir in Schweden bestellt haben, existiert aber noch gar nicht.

**Ueli:** Würden wir in Frankreich den Rafale bestellen, würde der auch nie fertig mit einer 36-Stunden-Woche.

**Andreas:** Aber die Franzosen haben ihre Offerte nachgebessert.

**Ueli:** Die neue Offerte wird noch geprüft.

**Andreas:** Falls sie dir zu den Flugzeugen den Flugzeugträger «Charles de Gaulle» gratis dazugeben wollen, muss ich dich warnen. Der ist immer kaputt.

**Ueli:** Die französische Rüstungsindustrie lebt nicht von den Verkäufen, sondern von den Reparaturen. Da zurzeit kein Krieg herrscht, sind die französischen Waffensysteme so konstruiert, dass sie von alleine kaputtgehen.

**Andreas:** In der Schweiz müssen Waffensysteme gar nicht erst kaputtgehen. Aus Kostengründen

motten wir voll funktionstüchtige und nachgerüstete Waffensysteme ein. Auf mittlere Distanz haben wir ja gar keine Waffe mehr. Wir können Feinde nur noch bis 200 m und dann ab 2000 m wieder bekämpfen.

**Ueli:** Das ist richtig. Wir bekämpfen den Feind nur noch, wenn er uns entweder so nahe ist, dass wir ihm in die Augen sehen können, oder so weit weg, dass wir nicht mehr wissen, wo er ist.

**Andreas:** Nur um Geld zu sparen, werden ganze Waffensysteme ausgemustert?

**Ueli:** In Friedenszeiten hat es die Armee am schwersten.

**Andreas:** Aber man verkauft doch nicht am Freitag sein Auto, nur weil man es übers Wochenende nicht braucht.

**Ueli:** Meine Mahnungen im Bundesrat werden so ernst genommen wie ein Leserbrief in der Fasnachtszeitung.

**Andreas:** Kann eine solche Armee denn noch einen Feind bekämpfen?

**Ueli:** Der grösste Feind der Armee ist heute das Finanzdepartement.



**Andreas:** Eine Schweiz, die militärisch sogar den Papst im Griff hat, hat das eigene Finanzdepartement nicht in der Hand?

**Ueli:** Nein, Eveline Widmer-Schlumpf hat das Finanzdepartement in der Hand.

**Andreas:** Kannst du die nicht ein bisschen auf Distanz halten?

**Ueli:** Wir haben auf mittlere Distanz keine Waffen mehr.

**Andreas:** Aber Truppen im Ausland. Was machen eigentlich unsere bewaffneten Landschaftsgärtner im Kosovo?

**Ueli:** Sie kosten.

**Andreas:** Was kosten sie? Slibowitz? Raki? Börek?

**Ueli:** Nein, Steuergelder.

**Andreas:** Aber jetzt, wo Micheline nicht mehr im Bundesrat ist, könnten die doch nach Hause kommen.

**Ueli:** Die wollen nicht.

**Andreas:** Wieso nicht?

**Ueli:** Im Kosovo kriegten sie weniger Parkbussen.

**Andreas:** Ui! Neulich habe ich auf der A1 auch wieder eine Busse eingefangen.

**Ueli:** Geschwindigkeit?

**Andreas:** Nein, eine Parkbusse, weil ich zu lange im Stau stand.

**Ueli:** Manchmal frage ich mich, ob es sich überhaupt noch lohnt,

das alles zu verteidigen.

**Andreas:** Wir verteidigen schon lange nicht mehr die Freiheit. Wir besteuern sie nur noch.

**Ueli:** Schade, dass es keine Radfahrer mehr gibt.

**Andreas:** Ja, da existiert endlich mal eine umweltfreundliche Truppe, und dann wird sie abgeschafft. Die Radfahrer hatten im Parlament einfach keine Lobby.

**Ueli:** Und das nur, weil die Grünen keinen Militärdienst leisten.

**Andreas:** Wer hat denn nun die grössere Lobby für den neuen Kampffjet, die Schweden oder die Franzosen?

**Ueli:** Ich weiss nicht, was breiter ist, die Käse- oder die Knäcke Brotfront.

**Andreas:** Aber der Rafale ist schon die Taube auf dem Hangar.

**Ueli:** Zur Not verteidige ich die Freiheit auch mit dem Spatz in der Hand.

**Andreas Thiel**, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

# Der Snob-Test

Von *Peter Rüedi*



Es wird gegessen, was auf den Tisch kommt.» Die grossmütterliche Devise ist auch die der Restlebensgefährtin. Natürlich erkundigt sie sich im Vorfeld nach den besonderen Abneigungen der Gäste und wird einem Vegetarier (bei uns eher selten) nicht ein T-Bone tischen. Sonst aber ist ihre vernünftige Überlegung, dass Gästen auch zuzumuten ist, was sie nicht kennen. Die Wahl der Weine, mein Job, ist heikler. Klar, auch da gibt es Selbstverständlichkeiten. Dass der Wein dem Essen nicht ins Gesicht schlägt oder dass er von dem nicht ruiniert wird. Zum Beispiel: Ein Châteauneuf zu einem Milkenoufflé macht wenig Sinn. Sonst aber sind eher delikate Entscheidungen zum Beispiel soziokultureller Art zu treffen. Understatement oder volle Pulle, sozusagen. Riskiere ich lieber, als Knauser oder als Grosskotz zu gelten? Das betrifft die Quantität wie die Qualität. Wird der eine (durchaus nicht notwendig lustfeindliche) Gast von einer prestigösen Weinfolge eher eingeschüchtert, blühen eher falstaffsche Naturen nur so auf, wenn ein Superlativ den andern jagt (wenn auch, d'accord, in dieser Kategorie eher die Menge zählt).

Weshalb dieser lange lebenskundliche Anflug? Weil's heute um einen Wein geht, mit dem der Gastgeber nie falsch liegt. Einer, der den Kenner verzückt und den Laien nicht verschreckt. Die Habitués unter den Lesern dieser Kolumne kennen meine Vorliebe für das Gewächs aus der kleinen Bordeaux-Appellation Moulis (nördlich von Margaux): *Poujeaux mon amour*. Château Poujeaux ist (wie sein Nachbar Chasse-Spleen) ein Cru Bourgeois, der bei einer neuen Klassierung zweifellos zum Grand Cru promoviert würde. Schlichte Klasse. Oder schlichte Klasse. Grundsätzlich von bemerkenswerter Konstanz, hat er mit neuen Besitzern (Cuvilier) seit kurzem noch gewonnen. Der 2008 (bereits im Schatten von 2009/10, aber eben deshalb ein Tipp!) ist eine ebenso kraftvolle wie delikat-elegante Angelegenheit. *A wine for all seasons*, aber gebaut für mehr als ein Jahrzehnt. Vorausgesetzt, er trinkt überhaupt Bordeaux: Wer den nicht mag, entlarvt sich als Snob.

**Château Poujeaux:** Cru Bourgeois exceptionnel Moulis. 13%. Gazzar. Fr.27.-. [www.gazzar.ch](http://www.gazzar.ch)

# Anders, als Sie denken.

Mehr Durchblick, mehr Recherche,  
mehr Vielfalt.

Bestellen Sie jetzt ein Probe-Abonnement  
à 10 Ausgaben für nur Fr. 40.–.

Telefon: 043 444 57 01,

E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch),

oder unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo).

**DIE WELTWOCH**



**RADIO  
MONTE  
CARLO**

**C'EST CHIC**

Im Kabelnetz oder auf  
[www.radiomontecarlo.ch](http://www.radiomontecarlo.ch)





Auto

## Die Engländer haben einen Traum

Der McLaren MP4-12C ist der Supersportwagen für jeden Tag – und für ganz besondere Tage. *Von David Schnapp*

Im Südwesten von London haben sie einen Traum. In Woking ist der renommierteste Rennwagenhersteller der Welt zu Hause – neben Ferrari natürlich. McLaren baut hier Formel-1-Autos und seit neuestem einen Supersportwagen. Der MP4-12C ist nach dem legendären F1 (1993) und dem SLR McLaren (2004) der entschlossene Versuch der Briten, als zivile Autohersteller Fuss zu fassen. Und dabei hätten sie diesen Traum, sagt der Europa-Direktor von McLaren Automotive, Christian Marti: «Wir wollen, dass in vielleicht zehn, fünfzehn Jahren ein kleiner Junge einem McLaren auf der

Strasse mit dem gleichen Blick hinterher schaut, wie er das heute bei einem Ferrari oder einem Porsche tut.»

Es könnte gelingen, wenn man sieht, wie in dieser Manufaktur, die sauberer und aufgeräumter ist als jede Zeitungsredaktion, junge Männer und Frauen in schwarzen T-Shirts diesen Wagen entstehen lassen. In der Fertigungshalle herrscht konzentrierte Ruhe. Am Ende wird das Coupé von zwei speziell dafür angestellten Testfahrern zwanzig Kilometer auf der Strasse bewegt, damit auch wirklich alles perfekt ist.

### Am Limit, aber nicht in Lebensgefahr

Wie perfekt der McLaren gebaut ist, erfahre ich an diesem besonderen Tag an einem ganz besonderen Ort: auf dem Flugfeld des Dunsfold Park, der Teststrecke von «Top Gear», der besten Auto-Fernsehsendung der Welt. Hier diesen Sportwagen fahren zu dürfen, ist, wie wenn ein achtjähriger Bub sich für eine Stunde im Spielwarenparadies von Franz Carl Weber frei bedienen darf. Der Wagen, dank Karbon-Monocoque lediglich 1302 Kilogramm schwer.

sieht besser aus als auf Fotos – schnell natürlich, mit riesigen Haifischkiemen an den Seiten, wo Luft für den 8-Zylinder-Turbomotor angesogen wird. Das Cockpit setzt Massstäbe an Übersichtlichkeit und Bedienerfreundlichkeit.

Neben mir sitzt Chris Goodwin, Chef-Testfahrer von McLaren und massgeblich beteiligt an der Entwicklung des 12C. Während ich aus Respekt vor dem Auto und der Strecke eher vorsichtig losfahre, spricht Goodwin über das Fahrwerk, das sich über einen Drehschalter dreifach verstellen lässt. Sensoren überprüfen permanent jedes Rad, und blitzschnell stellt sich das Hydrauliksystem auf jede Situation ein. Auf der Rennstrecke etwa senkt sich die Front in scharfen Kurven weniger ab, als man es erwarten würde. Auf schlechten Landstrassen, wie man sie in England vorfindet, ist der McLaren so komfortabel wie ein 5er-BMW. Das Auto sei Dr. Jekyll und Mr. Hyde, sagen sie hier gern. Man kann kaum widersprechen.

Jeremy Clarkson, der Kultmoderator von «Top Gear», sagte über den MP4-12C: «Er lässt dich hart am Limit fahren, ohne dass du dich dabei selber umbringst.» Es steckt ein leiser Vorwurf in dem Satz, Clarkson fand das Auto zu perfekt. Aber das ist eine Pointe. Niemand will einen Supersportwagen, mit dem er permanent in Todesgefahr schwebt. Der McLaren fährt sich ebenso rasend schnell, wie man sich darin immer sicher fühlt. Das *ist* ein Traum.

### McLaren MP4-12C

Leistung: 600 PS, Hubraum: 3800 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 330 km/h  
Preis: Fr. 270 000.–



## Verzückt und verzaubert

Die Modeberaterin Yvonne Schenk, 29, und der technische Sachbearbeiter Piero Civitillo, 32, heirateten am Freitag. Perfekte Momente müssen manchmal hart erarbeitet werden.

**Piero:** Das Unsichtbare macht die Liebe aus: das Magische, die Chemie. Um meiner Rolle als angehender Ehemann gerecht zu werden, führte ich Gespräche mit Menschen, die verheiratet sind und die mir sagten, dass die Liebe auch harte Arbeit und ein Kampf sein kann. Doch das sehe ich anders: Wenn man sich liebt, sind auch Kompromisse kein Kampf. Ich bin allerdings auch in einer etwas privilegierten Situation, da es in unserer Beziehung keine weit auseinander liegenden Wünsche gibt. «Noch nicht!», sagen jene, die fragen, wieso wir nach elf Jahren, in denen es uns so gut ging, doch noch heirateten. Ich antwortete: «Weil es plötzlich ein Bedürfnis war.»

**Yvonne:** Was ich in jungen Jahren nicht umreissen konnte, wie ein Traummann genau sein müsste, kann ich heute klar beantworten: so wie Piero. Er ist fürsorglich, lieb und belastbar, er hat Nerven aus Stahl, redet gern, ist sehr lebhaft und engagiert. Der Tag der Verlobung war einer der schönsten in meinem Leben. Auch weil ich so sicher war mit der Antwort.

**Piero:** Von meiner Frau kann ich sagen, dass sie ein gutes Gespür fürs Timing hat: Sie ist zum genau richtigen Zeitpunkt lieb oder neckisch, süss oder sinnlich. Sie kann mich immer verzaubern. Yvonne ist ruhig und intuitiv, ich bin temperamentvoll, denke gern weit voraus und checke alle Eventualitäten ab. Im Vorfeld des Heiratsantrages tat ich dies auch und kam zum Schluss: Ausser schweren Schicksalsschlägen, die von aussen kommen könnten und denen man sich einfach stellen muss, gibt es bei uns wenig Risiken, die eine Ehe gefährden könnten. Als das geklärt war, machte ich mich auf die Suche nach Verlobungsringen und buchte eine fünftägige Reise nach Paris.

**Yvonne:** Dort wollten wir schon immer einmal hin, und ich war natürlich total erfreut, dass ich nach der Rückkehr aus unserem Karibikurlaub bereits mit der nächsten Reise überrascht wurde. Ich war nichtsahnend, auch weil sich Piero in den vergangenen Jahren nicht gerade als grosser Heiratsfan geoutet hatte.



«... und Yvonne sagte: <Oui>»: Liebespaar Civitillo-Schenk.

**Piero:** Ich kam dann allerdings ein wenig in den Romantikstress. Das Wetter musste perfekt sein, die Location auch. Fünf Tage zogen ins Land, aber nie war alles toll genug. Die Bootsfahrt hatten wir bereits gemacht, die Sightseeingtour, dann den Shoppingbummel, den Spaziergang im Park. Den Ring hatte ich immer dabei: in einer Box in der Brusttasche der Jacke. Ich dachte die ganze Zeit: «Hoffentlich umarmt mich Yvonne nicht spontan auf der falschen Seite, sonst spürt Sie die Box, und alles fliegt auf.» Dann musste ich die beiden letzten Trümpfe ausspielen: den Eiffelturm. Und eine Kutschenfahrt. Ich buchte sie um Punkt 14 Uhr, und das Reisebüro sagte mir, wir müssten sehr pünktlich erscheinen, sonst sei die Kutsche auf Nimmerwiedersehen weg.

**Yvonne:** Bevor wir den Lift zum Eiffelturm passieren konnten, mussten wir durch einen Sicherheitscheck. Piero benahm sich etwas eigenartig.

**Piero:** Ich dachte: «Wenn der Metalldetektor den Ring angibt, bin ich geliefert.» Dem war nicht so, aber als wir oben standen, fand ich es doch nicht perfekt und wollte schnellstmöglich wieder runter. 13.30 Uhr, und vor dem Lift war eine lange Touristenschlange. Dann wollte Yvonne in der Zwischenstation den Souvenirladen besuchen. Die Zeit verflog, die Uhr tickte, und mein Puls ging immer schneller. Als wir um 13.55 Uhr wieder unten waren, wusste ich nicht bei welchem Eingang – Nord oder Süd – die Kutsche steht. Also mussten wir um den Turm rennen und sprangen in der letzten Sekunde in das Gefährt. Geschafft – und nun war alles fantastisch: Die Rappen zogen durch Paris, der Himmel war stahlblau, wir sassen auf roten Plüschpolstern mit einem Glas Champagner in der Hand. Ich ging in der Kutsche auf die Knie, zückte den Ring, und Yvonne sagte: «Oui».

Hochzeitslimousinen: [www.stretch.ch](http://www.stretch.ch)  
Protokoll: **Franziska K. Müller**

# LIVE FOR GREATNESS

JEDE ROLEX ZEUGT VON GROSSER TECHNISCHER LEISTUNG. DIE 1945 VORGESTELLTE DATEJUST WAR DIE ERSTE ARMBANDUHR MIT AUTOMATISCH WECHSELNDER DATUMSANZEIGE, ABLESBAR DURCH EIN SICHTFENSTER IM ZIFFERBLATT. DIE WENIGE JAHRE SPÄTER EINGEFÜHRTE ZYKLOPLUPE ZÄHLT ZU DEN UNVERWECHSELBAREN MARKENZEICHEN VON ROLEX. ALS KONSEQUENTE WEITERENTWICKLUNG DES KLASSIKERS BEEINDRUCKT DIE DATEJUST II HEUTE MIT EINEM GEHÄUSEDURCHMESSER VON 41 MM.

## DIE DATEJUST II



BUCHERER

1888

[bucherer.com](http://bucherer.com)



ROLEX